



Leseprobe

R.F. Kuang
Im Zeichen der Mohnblume - Die Erlöserin
Roman

»Kuang wirft ein grelles Licht auf den verheerenden Preis und die tapferen Opfer, die die Kriegsführung allen Beteiligten abverlangt.« *Booklist*

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 16. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Sie wurde betrogen und verbannt, doch sie wird zurückkehren – als Erlöserin ihres Volkes! Das Finale der fantastischen, mehrfach ausgezeichneten China-Trilogie.

Rin, die Schamanin des Phönix, wurde verraten. Nun zieht sie sich in ihre Heimat zurück, während die Kriegslords und Invasoren das Reich unter sich aufteilen. Doch im Süden, der von Armut und Einfachheit gekennzeichnet ist, entdeckt Rin die größte Macht des Reiches, die noch keiner der Adligen bemerkt hat: die unzähligen einfachen Leuten, welche die junge Frau bereits als Göttin der Erlösung anbeten. Vielleicht ist Rins Traum von Freiheit doch noch möglich! Doch während ihre Macht und ihr Einfluss wachsen, werden auch die verführerischen Einflüsterungen des Phönix lauter. Wird Rin ihnen widerstehen? Oder wird sie ihnen folgen – und die Welt in Brand setzen?

RF Kuang wurde 2020 der Astounding Award for Best New Writer verliehen, der renommiertesten Auszeichnung, die ein Fantasy-Debütautor erlangen kann. Sie wird auf dem WorldCon als Teil der Hugo-Awards-Zeremonie verliehen.

Im Zeichen der Mohnblume bei Blanvalet:

1. Die Schamanin
2. Die Kaiserin
3. Die Erlöserin



Autor
R.F. Kuang

R. F. KUANG
Im Zeichen der Mohnblume
Die Erlöserin

R. F. Kuang

IM
ZEICHEN
DER
MOHNBLUME

Die Erlöserin

ROMAN

Deutsch von
Michaela Link

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Burning God« bei Harper Voyager, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2020 by Rebecca F. Kuang

Published by Arrangement with Rebecca F. Kuang

This work was negotiated through

Literary Agency Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2022 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Sigrun Zühlke

Umschlaggestaltung und -illustration: © Isabelle Hirtz, Inkcraft

HK · Herstellung: sam

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6323-4

www.blanvalet.de

Für meine lieben Leserinnen und Leser,
die dieser Serie bis zum Schluss die Treue gehalten
und sich einen Eimer für die Tränen
bereitgestellt haben.

Prolog

»Wir sollten es nicht tun«, sagte Daji.

Das Lagerfeuer zuckte und zischte vorwurfsvoll, als spüre es ihre Schuld. Unnatürlich violette Flammenzungen streckten sich wie greifende Hände aus und verwandelten sich in flackernde Gesichter, die Daji immer noch, Monate später, Übelkeit bereiteten, so sehr schämte sie sich. Sie wandte den Blick ab.

Doch die Gesichter der Toten hatten sich innen in ihre Lider eingebrannt, die Münder noch offen vor Schreck über Dajis Verrat. Ihr Flüstern hallte in Dajis Kopf wider, so wie jede Nacht in ihren Träumen.

Mörderin, raunten sie. Undankbare. Hure.

Angst schnürte ihr die Brust zusammen. »Riga, ich finde nicht . . .«

»Für Zweifel ist es jetzt zu spät, Schätzchen.« Auf der anderen Seite des Feuers fesselte Riga mit routinierten, groben Handgriffen einen zappelnden Hirsch. Er hatte bereits drei Sägemesser, von den toten Bogenschützen der Ketreyiden, zu einem perfekten Dreieck um das Feuer gelegt. Daji hatte ihr Messer nicht angerührt. Zu groß war ihre Angst gewesen – das glänzende Metall sah giftig aus, grolend. »Es gibt schon lange kein Zurück mehr, meinst du nicht?«

Der Hirsch reckte den Hals, um sich loszureißen. Riga packte ihn mit einer Hand am Geweih und schlug ihm den Kopf auf den Boden.

Die Flammen sprangen höher, das Flüstern wurde lauter. Daji zuckte zusammen. »Es kommt mir falsch vor.«

Riga schnaubte. »Seit wann bist du so ein Feigling?«

»Ich mache mir nur Sorgen. Tseveri hat gesagt ...«

»Wen interessiert es, was sie gesagt hat?«, fragte Riga brüsk. Daji wusste, dass auch er sich schämte. Sie spürte, dass er sich insgeheim wünschte, sie hätten gar nicht erst damit angefangen. Aber das konnte er unmöglich zugeben, weil er daran zerbrechen würde.

Riga hielt den Hals des Hirsches mit dem Knie am Boden und band ihm die Vorderläufe zusammen. Der Hirsch öffnete das Maul wie zu einem Schrei, brachte jedoch nur ein heiseres, unheimliches Krächzen hervor. »Tseveri hat schon immer Unsinn erzählt. Prophezeiung, dass ich nicht lache – glaub das bloß nicht. Sie hat nur gesagt, was die Sorqan Sira uns hören lassen wollte.«

»Sie sagte, das Ritual würde uns umbringen«, entgegnete Daji.

»Das ist nicht ganz das, was sie gesagt hat.«

»Aber fast.«

»Oh, Daji.« Riga zog mit einem grausamen Ruck den letzten Knoten fest und betrachtete kurz sein Werk. Dann setzte er sich neben sie und massierte ihr in langsamen Kreisen den Rücken. Er wollte sie trösten. Sie fühlte sich gefangen. »Denkst du, ich würde zulassen, dass dir etwas geschieht?«

Daji hatte Mühe, gleichmäßig zu atmen.

Tu, was er sagt, mahnte sie sich. Das war die Abmachung, die sie mit Ziya getroffen hatte. Mach keine Schwierigkeiten und gehorche, sonst findet Riga einen Weg, dich loszuwerden. Sie sollte dankbar für das Ritual sein. Es bedeutete Schutz – die letzte Gewähr, dass Riga sie nicht töten konnte, ohne sich selbst zu töten, ein Schild für sie und Ziya.

Aber sie hatte dennoch schreckliche Angst. Was, wenn es schlimmer war als der Tod?

Sie fand ihre Stimme wieder. »Es muss eine andere Möglichkeit geben ...«

»Nein«, blaffte Riga. »So halten wir nicht mehr lange durch. Der Krieg ist zu groß geworden. Unsere Feinde sind zu zahlreich geworden.« Er deutete mit dem Messer auf den Wald. »Und wenn Ziya so weitermacht, wird er keinen weiteren Tag überstehen.«

Er wird nicht überleben, weil du ihn gedrängt hast, hätte Daji gern zurückgeblafft. Aber sie hielt den Mund, aus Angst, seinen Zorn zu erregen. Seine Grausamkeit.

Du hast keine andere Wahl. Sie hatte schon vor langer Zeit erkannt, dass sie sich für Riga unentbehrlich, unersetzlich machen und in seinem Leben fest verankert sein musste, wenn ihr ihre Sicherheit lieb war.

»Komm schon, Ziya.« Riga legte die Hände trichterförmig um den Mund und rief: »Bringen wir's hinter uns.«

Die Bäume schwiegen.

Riga hob die Stimme. »Ziya! Ich weiß, dass du da bist.«

Vielleicht ist er geflohen, dachte Daji. *Schlauer Kerl*.

Sie fragte sich, was Riga tun würde, falls Ziya wirklich versuchen würde zu fliehen. Er würde ihm natürlich nachjagen und ihn wahrscheinlich auch kriegen – Riga war immer der Stärkste und Schnellste von ihnen gewesen. Die Strafe würde furchtbar sein. Aber vielleicht gelang es Daji, Riga für ein paar Minuten abzuwehren, um Ziya Zeit zu verschaffen. Dann würde zumindest einer von ihnen verschont bleiben, selbst wenn es sie das Leben kostete.

Doch schon kam Ziya aus dem Wald gestolpert, als sei er betrunken. In seinen Augen stand der verwirrte, wilde Ausdruck, den Daji in letzter Zeit oft bei ihm gesehen hatte. Sie wusste, dass er Gefahr bedeutete. Ihre Hand kroch zu ihrem Messer.

Riga erhob sich und ging Ziya entgegen, die Hände vor sich gespreizt, wie ein Wärter, der sich einem Tiger näherte. »Wie geht es dir?«

»Wie es mir geht?« Ziya legte den Kopf schräg. »Wie meinst du das?«

Daji sah Rigas Kehle pulsieren.

»Kannst du dich zu uns setzen?«, fragte Riga.

Ziya schüttelte kichernd den Kopf.

»Das ist nicht witzig«, knurrte Riga. »Komm her, Ziya.«

»Ziya?« Ziya richtete die Augen zum Himmel. »Wer ist das?«

Riga griff nach seinem Schwert. Daji hob das Messer. Sie hatten sich mit Ziyas Einwilligung auf das Ritual vorbereitet. Sie mussten zuschlagen, unmittelbar bevor er das Portal öffnete ...

Ein schreckliches Grinsen teilte Ziyas Gesicht. »War nur Spaß.«

Riga entspannte sich. »Zum Teufel mit dir.«

Daji stieß den Atem aus, um ihren rasenden Herzschlag zu verlangsamen.

Ziya ließ sich im Schneidersitz am Feuer nieder und warf einen flüchtig interessierten Blick auf den gefesselten Hirsch. »Er verhält sich sehr zahm, oder?«

Er nahm sein Messer vom Boden und ließ es vor dem Hirsch hin und her baumeln. Die gezackte Klinge blitzte im Feuerschein auf. Der Hirsch reagierte nicht. Er hätte tot sein können, wäre da nicht sein resignierter, schwerer Atem gewesen.

»Daji hat ihm einen Opiumklumpen ins Maul gestopft«, sagte Riga.

»Ah.« Ziya zwinkerte ihr zu. »Kluges Mädchen.«

Daji wünschte, die Droge hätte schneller gewirkt. Sie wünschte, Riga hätte dem Tier mehr Zeit gelassen. Aber das hätte Mitgefühl erfordert – eine Eigenschaft, die er nicht besaß.

»Jetzt mach schon, Daji.« Riga schwang das Messer nach ihr.
»Wir sollten es nicht unnötig in die Länge ziehen.«

Daji saß wie erstarrt da. Für einen flüchtigen Moment spielte sie mit dem Gedanken zu fliehen. Ihre Knie zitterten.

Nein. Es gibt keinen Ausweg. Wenn sie es schon nicht für sich selbst tat, musste sie es zumindest für Ziya tun.

Er machte gern Witze. Er hatte noch nie etwas ernst nehmen können; nur er konnte sich über die Aussicht amüsieren, den Verstand zu verlieren. Aber Dajis Furcht – ihre und Rigas – war echt. Ziya taumelte schon seit Monaten auf dem schmalen Grat zwischen Wahnsinn und Vernunft, und sie wussten nicht, wann er endgültig in die Leere abstürzte. Nur dieses Ritual konnte ihn zurückholen.

Aber sie hatten einen verdammt hohen Preis dafür bezahlt.

»Messer hoch«, befahl Riga.

Sie gehorchten. Der Hirsch lag zahm da, die Augen offen und glasig.

Riga begann zu sprechen. Jedes Wort der Beschwörung, für die sie gelogen, gefoltert und gemordet hatten, ließ das Feuer höher und immer höher steigen, bis drei Meter hohe Flammen in den Nachthimmel schlugen. Als Tseveri diese Worte gesprochen hatte, hatten sie wie Musik geklungen, doch aus Rigas Mund hörten sie sich an wie ein Fluch. Daji kniff die Augen zusammen und bemühte sich, die Schreie in ihrem Kopf auszublenden.

Riga beendete den Gesang. Nichts geschah.

Sie saßen lange da, und ihre Verwirrung wuchs, bis Ziyas Gelächter die Stille durchbrach.

»Was ist denn los mit dir?«, fragte Riga ärgerlich.

»Du sprichst es falsch aus«, sagte Ziya.

»Was zum Teufel soll das heißen?«

»Dein Akzent. Wenn du die Worte dermaßen vergewaltigst, wird das nichts.«

»Dann mach du es.« Riga zischte noch etwas zwischen den Zähnen. Eine mugenische Beleidigung, die er als Kind aufgeschnappt hatte. *Pferdebure*.

»Ich kenne den Text nicht«, wehrte Ziya ab.

»Oh doch.« Ein boshafter Unterton stahl sich in Rigas Stimme. »Du hast ihn als Erster von ihr gelernt.«

Ziya versteifte sich.

Tu es nicht, dachte Daji. *Los, töten wir ihn, und dann nichts wie weg.*

Ziya begann die Beschwörung. Seine Stimme verwandelte sich allmählich von einem heiseren Flüstern in einen kraftvollen, flüssigen Ruf. Diesmal klangen die Worte fast wie bei Tseveri. Diesmal hatten sie Kraft.

»Jetzt«, flüsterte Riga, und sie erhoben die Messer, um den letzten notwendigen Unschuldigen abzuschlachten.

Als es vorbei war und die Leere sie in ihre stofflichen Körper zurückschleuderte, traf sie der Schock wie ein eisiger Wasserstrahl. Daji stolperte keuchend ein paar Schritte nach vorn. Sie spürte den Boden unter den Füßen und atmete süße Luft. Die Welt wirkte vertraut und gleichzeitig fremd – fest und schön und rätselhaft. Daji brannte innerlich und bebte von der puren Macht, die sie durchströmte.

Sie fühlte sich lebendiger als je zuvor. Jetzt wohnten drei Seelen in ihr statt einer; jetzt war sie ganz; jetzt war sie *mehr*.

Sie waren noch nicht ganz aus der Welt des Geistes zurück, waren noch miteinander verbunden. Daji blickte noch immer in Ziyas und Rigas Seelen, deren Gedanken ihren Verstand mit einem solchen Lärm bestürmten, dass sie Mühe hatte, sie von ihren eigenen zu unterscheiden.

Von Ziya empfang sie kalte, nackte Angst, verbunden mit einer gewaltigen Erleichterung. Er wollte dies nicht, hatte es nie gewollt.

Er hatte große Angst vor dem, was er werden könnte, war aber auch dankbar für seine Errettung von der Alternative. Er war dankbar für ihre Verbindung.

Von Riga fing sie sowohl ausgelassene Freude als auch einen schwindelerregenden Rausch des Ehrgeizes auf. Er wollte mehr. Er achtete nicht auf die Panik, die von Ziya ausging. Seine Gedanken waren auf Größeres gerichtet. Er sah sie auf dem Schlachtfeld, am Verhandlungstisch, auf drei Thronen.

Für Riga war dies das letzte Hindernis gewesen. Jetzt blickten sie nach vorn in die Zukunft, die er sich immer für sie ausgemalt hatte.

Daji wollte es ebenfalls. Sie war sich nur nicht sicher, ob sie es überleben würde.

Langsam öffnete sie die Augen. Das Blut auf ihren Händen sah im Mondlicht schwarz aus. Das Feuer war fast verloschen, doch der Rauch schnürte ihr die Kehle zu. Daji wäre beinahe in die Glut gestürzt, hätte sich um ein Haar mit dem Gesicht voran in die Asche fallen und es so enden lassen.

Starke Finger packten sie an der Schulter und rissen sie zurück.
»Immer mit der Ruhe.« Riga grinste.

Daji konnte seinen Glücksrausch nicht teilen.

Jahre später, als sie sich mit Erinnerungen an ihre Anfänge quälte, bevor alles so furchtbar schiefgegangen war, wusste sie nicht mehr, was sie empfunden hatte, als sie verankert worden waren. Sie konnte sich nicht an den Rausch der Macht erinnern, an das schreckliche und zugleich wunderbare Gefühl, gekannt zu werden. Ein lähmendes Grauen war alles, was ihr im Gedächtnis geblieben war – die Gewissheit, dass die Geheimnisse, die sie gestohlen hatten, eines Tages mit Blut bezahlt werden würden.

Und Tseveri. Stets sah sie das unglückliche Gesicht des toten Mädchens vor sich und hörte deutlich die letzte Warnung, die es

ausgesprochen hatte, bevor Ziya ihm das Herz aus der Brust gerissen hatte.

Ich habe eine Prophezeiung für dich, hatte sie gesagt.

Einer wird sterben.

Einer wird herrschen.

Und einer wird für immer schlafen.

TEIL I

Kapitel I

Rins Handgelenk pochte.

Am Morgen eines Hinterhalts herrschte immer eine ganz eigene Atmosphäre, wie nach einem Gewitter, als läge eine knisternde elektrische Spannung in der Luft, die sie und die Soldaten durchrieselte. Als sie noch für die Republik gekämpft hatte, hatte Rin nie solche Energie verspürt. Am Anfang waren Yin Vaisras Männer perfekte Soldaten gewesen – mürrisch, grimmig, nur darauf konzentriert, ihren Auftrag zu erledigen und wieder zu verschwinden. Am Ende waren sie voller Angst und Verzweiflung gewesen.

Doch die Soldaten der Südkoalition waren zornig, und das genügte als Antrieb, um die aufreibenden Wochen der Grundausbildung zu durchlaufen und sich schnell in fähige Mörder zu verwandeln, obwohl viele von ihnen zuvor noch nie ein Schwert in der Hand gehalten hatten.

Außerdem war ihr Kampf etwas Persönliches. Khudla war zwar nicht ihre Stadt, aber die Provinz Affe war ihre Provinz, und alle hatten unter der mugenischen Besatzung gelitten. Vertreibung, Plünderung, Vergewaltigung, Mord, Massenhinrichtungen. Tausend Massaker vom Ausmaß von Golyn Niis hatten sich dort abgespielt, doch niemanden hatte es geschert, denn niemand in der Republik oder im Reich hatte sich je groß für den Süden interessiert.

Doch einige im Süden hatten überlebt und wollten nun Rache für ihre Toten. Das waren die Männer und Frauen, aus denen Rins Truppen bestanden.

Während die Minuten verrannen, verharrten die versammelten Reihen in gespannter Erwartung, wie an der Leine zerrende Jagdhunde. Und Rins Handgelenk brannte wie ein leitfähiger Stab. Jede Sekunde schossen ihr eine Million kleine Schmerzensstiche durch den Ellbogen.

»Hör auf zu reiben«, mahnte Kitay. »Das macht es nur schlimmer.«

»Es tut weh«, klagte sie.

»Weil du dran reibst. Wenn du es in Ruhe lässt, heilt es schneller.«

Rin strich mit den Fingern über die rissige, unebene Haut, die die Stelle bedeckte, wo die Handgelenksknochen in ihre rechte Hand hätten übergehen sollen. Sie biss die Zähne zusammen und versuchte, dem Drang zu widerstehen, die Fingernägel in das wundgekratzte Fleisch zu bohren.

Man hatte ihr noch in der Nacht, in der sie in Ankhiluun angelegt hatten, die Hand amputiert. Nach zwei Wochen auf See war sie durch den Wundbrand fast bis zur Unkenntlichkeit verfault gewesen. Trotz der Bemühungen der Ärztinnen der schwarzen Lilie, die Wunde zu sterilisieren, war die Haut so stark angegriffen, dass es ein Wunder war, dass die Entzündung noch nicht den Arm hinaufgewandert war. Die Operation war kurz. Moags persönliche Wundärztin hatte Rin die Hand abgenommen, das verfaulte Fleisch weggeschnitten, die Haut wie eine Lasche über die freiliegenden Knochen gezogen und sauber vernäht.

Die Wunde selbst heilte gut, doch als Rin das Laudanum absetzte, brannte das Handgelenk wie Feuer. Unerträgliche Phantomschmerzen zuckten mehrmals pro Stunde durch Finger, die sie

nicht mehr besaß. Manchmal war es so schlimm, dass sie mit der Hand gegen die Wand schlug, um das Stechen mit einem größeren Schmerz zu dämpfen, nur um daran erinnert zu werden, dass die Hand nicht mehr da war. Sie hatte sich den Schmerz nur eingebildet, und sie konnte keinen Schmerz dämpfen, den es nur in ihrem Kopf gab.

»Wenn du so weitermachst, wird es bluten«, sagte Kitay.

Rin hatte unbewusst wieder zu kratzen begonnen. Sie presste die Finger über den Stumpf, um den Juckreiz durch reinen, betäubenden Druck zu vertreiben. »Es macht mich wahnsinnig. Es ist nicht nur das Jucken, es sind die Finger. Es ist ein Gefühl wie tausend Nadelstiche, nur dass ich nichts dagegen tun kann.«

»Ich weiß, was du meinst«, entgegnete Kitay. »Ich spüre es auch manchmal, so ein plötzliches kleines Zittern. Es ist komisch, wenn man darüber nachdenkt – ich habe noch alle Finger, aber der Schmerz kommt von dir.«

Vor der Operation hatten sie Angst gehabt, dass mit Rins verfaulter rechter Hand womöglich auch Kitays Hand abgetrennt werden würde. Sie wussten nicht, wie weit ihr Ankerband reichte. Sie wussten nur, dass der Tod des einen den Tod für sie beide bedeutete. Sie spürten den Schmerz des anderen, und Verletzungen des einen äußerten sich in blassen, kaum sichtbaren Narben beim anderen. Aber sie wussten nicht, was das für Amputationen bedeutete.

Doch als sie in Ankhiluun vor Anker lagen, war Rins Entzündung so weit fortgeschritten, dass der Schmerz für beide unerträglich war, und Kitay hatte durch zusammengebissene Zähne hervorgestoßen, dass er Rin die Hand persönlich abkauen würde, wenn sie sie sich nicht abnehmen ließ.

Zu beider großer Erleichterung blieb sein Arm unversehrt. Eine wulstige weiße Linie erschien wie ein Armband um sein Hand-

gelenk, wo der Schnitt gemacht worden war, aber die Finger waren noch beweglich, wenn auch etwas steif. Manchmal sah Rin, dass er Mühe hatte, einen Schreibpinsel zu halten, und er brauchte jetzt morgens viel länger zum Anziehen. Aber er hatte seine Hand noch, und obwohl Rin darüber erleichtert war, plagte sie unwillkürlich ständiger Neid.

»Kannst du sie sehen?« Sie wedelte ihm mit dem Handgelenk vor der Nase herum. »Die kleine Geisterhand?«

»Du solltest da einen Haken dran machen«, riet er ihr.

»Ich werde keinen Scheißhaken dran machen!«

»Dann eben eine Klinge. Dann würdest du vielleicht wieder anfangen zu trainieren.«

Sie warf ihm einen verärgerten Blick zu. »Das tue ich schon noch.«

»Nein, tust du nicht«, sagte er. »Wenn du dich weiter so aufführst, wird das erste Mal, dass du ein Schwert in die Hand nimmst, dein letztes Mal sein.«

»Ich brauche nicht ...«

»Oh doch, und das weißt du. Überleg mal, was passiert, wenn ...«

»Nicht jetzt«, blaffte sie. »Ich will jetzt nicht darüber reden.«

Sie hasste es, mit dem Schwert zu trainieren. Sie hasste es, dass ihr mit links Handgriffe schwerfielen, die sie früher mit rechts, ohne nachzudenken, ausgeführt hatte, und kam sich deswegen hilflos, dumm und unzulänglich vor. Sie hatte sich lange eingeredet, dass sie nicht mehr machtlos war. Als sie eine Woche nach der Operation das erste Mal ein Schwert in die Hand genommen hatte, hatte ihr linker Arm vor Schwäche so stark gezittert, dass sie die Klinge sofort angewidert zu Boden geworfen hatte. Der Gedanke, das noch einmal zu erleben, war ihr unerträglich.

»Ich verstehe das Problem«, sagte Kitay. »Du bist nervös.«

»Ich werde nicht nervös.«

»Quatsch. Du hast schreckliche Angst. Deshalb bist du auch so unruhig. Du fürchtest dich.«

Aus verdammt gutem Grund, dachte Rin.

Ihr pochendes Handgelenk war nicht das Problem, nur das Symptom. Sie suchte nach irgendetwas, das schiefgehen konnte. Ihre Position könnte verraten worden sein. Die Mugener könnten wissen, dass sie im Anmarsch waren.

Oder sie könnten einfach verlieren.

Sie hatte es noch nie mit einer so guten Verteidigung zu tun gehabt. Die Mugener in Khudla wussten, dass Rins Soldaten kamen; sie waren seit Tagen auf der Hut. Inzwischen rechneten sie auch mit Nachtangriffen, obwohl kaum jemand eine so heikle Operation ohne ausreichendes Licht wagen würde. Dies würde kein leichter, verheerender Überfall werden.

Doch Rin durfte heute nicht versagen.

Khudla war ein Test. Rin hatte den Affenkriegsherrn seit ihrer Flucht aus Arlong um eine Kommandoposition angebettelt, nur um immer wieder zu hören, dass sie erst dann ganze Kolonnen in die Schlacht führen dürfte, wenn sie genug Erfahrung gesammelt hätte. Heute hatte er ihr endlich das Kommando übertragen.

Khudlas Befreiung war einzig und allein ihre Aufgabe. Bis jetzt hatte sie wie eine Einpersoneneinheit gekämpft, eine unaufhaltsame menschliche Waffe aus Feuer, in die Schlacht geworfen von der Südkoalition. Jetzt führte sie eine ganze Brigade an.

Die Soldaten kämpften unter ihrem Kommando, und das machte ihr Angst. Was, wenn sie unter ihrem Kommando starben?

»Wir beherrschen das im Schlaf. Die Wache wechselt alle dreißig Minuten«, sagte Kitay. Sie hatten es bereits ein Dutzend Mal durchgesprochen, aber er wiederholte es noch einmal, um sie zu beruhigen. »Man erkennt es an den anderen Stimmen. Rück vor

Sonnenuntergang so nah heran wie möglich, und dann schlag während des Wachwechsels zu. Kennst du die Signale?»

Sie holte tief Luft. »Ja.«

»Dann hast du keinen Grund zur Sorge.«

Wenn es durchs Aussprechen nur wahr werden würde.

Die Minuten krochen dahin. Rin beobachtete, wie die Sonne zögernd hinter den Bergen verschwand, als würde sie von einem Wesen unten im Tal heruntergezogen.

Nachdem Rin auf der Insel Speer den Phönix entfesselt und den Dritten Mohnkrieg beendet hatte, hatte die Föderation von Mugen nie in aller Form kapituliert. Kaiser Ryohai und seine Nachkommen waren auf der Stelle in Statuen aus Kohle unter Aschebergen verwandelt worden. Es hatte in der mugenischen Kaiserfamilie keinen Überlebenden gegeben, der einen Frieden hätte aushandeln können.

Also hatte es weder einen Waffenstillstand noch einen Bündnisvertrag gegeben. Keiner der mugenischen Generäle hatte jemals eine Karte mit Truppenstellungen vorgelegt oder die Waffen den nikarischen Anführern übergeben. Stattdessen waren alle verbliebenen Föderationssoldaten auf dem Festland zu bedrohlichen Marodeuren geworden – hochqualifizierte Soldaten, die ohne Auftrag und Nation durchs Land zogen. Yin Vaisra, der ehemalige Drachenkriegsherr und neu gewählte Präsident der Republik Nikan, hätte sich vor Monaten abschließend mit ihnen befassen können, doch er ließ sie ungehindert ihr Unwesen treiben, um seine Verbündeten langfristig zu schwächen und so seine Herrschaft über das bröckelnde nikarische Reich zu stärken. Jetzt hatten sich die versprengten Einheiten zu mehreren großen unabhängigen Banden zusammengeschlossen, die den Süden in Angst und Schrecken versetzten. Im Grunde genommen führten die Nikara und die

Mugener weiter Krieg. Die Mugener hatten den Süden auch ohne Unterstützung der Langbogeninsel innerhalb weniger Monate kolonialisiert. Und Rin, mit Vaisras Aufstand beschäftigt, hatte nichts dagegen unternommen, während der eigentliche Krieg in ihrer Heimat stattfand.

Sie hatte den Süden einmal im Stich gelassen. Sie würde es nicht noch einmal tun.

»Kazuo sagt, es kämen immer mehr Schiffe«, erklang eine Stimme in Mugini. Es war die dünne, helle Stimme eines Jungen.

»Kazuo ist ein Idiot«, entgegnete sein Gefährte.

Rin und Kitay kauerten verborgen hinter hohem Gras. Sie waren so nah an das Lager der Mugener herangeschlichen, dass sie das Gespräch der Patrouille belauschen konnten. In der stillen Nachtluft waren die leisen Stimmen selbst in einiger Entfernung gut zu hören, doch Rins Mugini war eingerostet. Sie hatte es seit einem Jahr nicht mehr gesprochen und musste die Ohren spitzen, um zu verstehen, was die Wachen sagten.

»Diese Sprache klingt wie Insektenzirpen«, hatte sich Nezha einmal beschwert, als sie noch dumme Kinder in einem engen Klassenzimmer in Sinegard gewesen waren und noch nicht wussten, dass der Krieg, für den sie ausgebildet wurden, nicht hypothetisch war.

Nezha hatte die Mugini-Stunden gehasst. Er war nicht in der Lage gewesen, die Sprache zu verstehen, wenn sie mit normaler Geschwindigkeit gesprochen wurde, und so hatte er den täglichen Unterricht damit verbracht, sich darüber lustig zu machen und seine Mitschüler mit einem Kauderwelsch zum Lachen zu bringen, das täuschend echt klang.

»Klick, klick, klick«, hatte er gesagt und zwischen den Zähnen Krabbelgeräusche gemacht. »Wie kleine Käfer.«

Wie Grillen, dachte Rin. Auf dem Land nannte man die Mugener

bereits so. Rin wusste nicht, ob es eine neue Beleidigung oder ein altes Schimpfwort aus der Zeit vor ihrer Geburt war, das man zu neuem Leben erweckt hatte. Letzteres hätte sie nicht überrascht. Die Geschichte bewegte sich in Kreisen – das hatte sie inzwischen nur allzu gut gelernt.

»Kazuo sagte, dass Schiffe in die Häfen der Provinz Tiger einlaufen«, berichtete die erste Stimme, die des Jungen. »Sie legen im Dunkeln an und bringen uns nach und nach zurück.«

Der zweite Patrouillenmann schnaubte. »Das ist Blödsinn. Wenn das stimmt, hätten wir es längst erfahren.«

Es entstand ein kurzes Schweigen. Jemand bewegte sich im Gras. Die beiden Wachen legten sich hin, schloss Rin. Vielleicht betrachteten sie die Sterne. Das war dumm von ihnen, völlig unverantwortlich. Aber sie klangen so jung, überhaupt nicht wie Soldaten, sondern wie Kinder. Wussten sie es einfach nicht besser?

»Der Mond ist anders hier«, sagte der erste Patrouillenmann wehmütig.

Rin kannte den Satz. Sie hatte ihn in Sinegard gelernt – es war ein altmuginischer Ausdruck, eine Redensart, abgeleitet von einer Legende über einen Fährmann, der eine Frau auf einem fernen Stern liebte und eine Brücke zwischen den beiden Welten baute, damit sie sich endlich in die Arme schließen konnten.

Der Mond ist anders hier. Er meinte, dass er nach Hause wollte.

Die Mugener sprachen ständig davon, dass sie nach Hause wollten. Rin hörte es jedes Mal, wenn sie sie belauschte. Sie sprachen über ihre Heimat, als würde es sie noch geben, als sei die Langbogeninsel ein schönes Paradies, in das sie mühelos zurückkehren konnten, wenn nur die Schiffe in den Hafen kommen würden. Sie sprachen von ihren Müttern, Vätern, Schwestern und Brüdern, die den heißen pyroklastischen Strömen irgendwie entkommen waren und die sie am Ufer erwarteten.

»Du gewöhnst dich besser an diesen Mond«, sagte der zweite Wächter.

Je mehr sie sprachen, umso jünger klangen sie. Rin stellte sich ihre Gesichter vor; ihre Stimmen ließen an schlaksige Glieder und flaumige Oberlippen denken. Sie konnten nicht älter sein als sie selbst – knapp über zwanzig, wahrscheinlich jünger.

Sie erinnerte sich, wie sie während der Belagerung von Khurdalain gegen einen gleichaltrigen Jungen gekämpft hatte. Es schien eine Ewigkeit her zu sein. Sie sah wieder sein breites Mondgesicht und die weichen Hände vor sich. Sah wieder, wie seine Augen aus den Höhlen traten, als sie ihm das Schwert durch den Bauch stieß.

Er musste schreckliche Angst gehabt haben. Vielleicht genauso viel Angst wie sie.

Sie spürte, wie Kitay sich neben ihr versteifte.

»Sie wollen auch nicht hier sein.« Er hatte ihr das schon vor Wochen gesagt. Er hatte mugenische Gefangene verhört und anschließend für ihren Geschmack zu großes Mitgefühl mit ihnen gehabt. »Sie sind noch Kinder. Ein Viertel von ihnen ist jünger als wir, und sie haben sich nicht freiwillig für diesen Krieg gemeldet. Die meisten von ihnen wurden aus ihren Familien gerissen und in grausame Ausbildungslager geworfen, damit ihre Familien nicht ins Gefängnis mussten oder verhungerten. Sie wollen nicht töten, sie wollen einfach nur nach Hause.«

Aber ihr Zuhause gab es nicht mehr. Diese Jungen konnten nirgendwohin fliehen. Falls die Tore der Versöhnung jemals offen gestanden hätten, falls es je die Möglichkeit gegeben hätte, feindliche Kämpfer in ihre Heimat zurückzuführen und langsam auf einen Frieden hinzuarbeiten, so hatte Rin sie vor langer Zeit zuge schlagen.

Sie hatte das Gefühl, an einem gähnenden Abgrund der Schuld zu stehen, ihrer ständigen Begleiterin.

Sie schob die Regung beiseite.

Es war ihr erfolgreich gelungen, ihre Erinnerungen zu begraben; das war ihre einzige Möglichkeit, nicht den Verstand zu verlieren.

Kinder können Mörder sein, rief sie sich ins Gedächtnis. *Kleine Jungen können Monster sein*.

Die Grenzen des Krieges waren viel zu unscharf. Jeder mugenische Soldat, der eine Uniform getragen hatte, war mitschuldig, und Rin hatte nicht die Geduld, die Schuldigen von den Unschuldigen zu trennen. Speerly-Gerechtigkeit war absolut. Rins Vergeltung war zwingend gewesen. Sie hatte keine Zeit, darüber nachzugrübeln, was hätte sein können; sie hatte ihr Heimatland befreien müssen.

Ihr Handgelenk pochte wieder. Sie atmete langsam aus, schloss die Augen und wiederholte im Kopf wieder und wieder den Angriffsplan, um ihre Nervosität abzuschütteln.

Mit den Fingern fuhr sie die Narben auf ihrem Bauch nach und ließ sie an der Stelle liegen, wo Altans Handabdruck sich eingebrannt hatte. Sie stellte sich die jungen Patrouillengänger vor und verwandelte sie in Zielscheiben.

Ich habe schon Millionen von euch getötet, dachte sie. *Das ist inzwischen Routine. Es ist nichts*.

Die Sonne war nur noch ein kleiner roter Punkt, dessen Rand über den Berggipfeln kaum mehr zu sehen war. Die Patrouille war abgelöst worden. Jetzt waren die Felder leer.

»Es wird Zeit«, murmelte Kitay.

Rin stand auf. Sie sahen sich an und fassten sich an den Händen.

»Im Morgengrauen«, sagte sie.

»Im Morgengrauen«, stimmte er zu. Er legte ihr die Hände auf die Schultern und küsste sie auf die Stirn.

So verabschiedeten sie sich für gewöhnlich, so sagten sie alles, was sie nicht laut aussprachen. *Kämpfe gut. Schütze uns. Ich liebe dich.*

Für Kitay war der Abschied stets besonders schwer, da er jedes Mal, wenn Rin ein Schlachtfeld betrat, sein Leben auf ihres verwetete.

Rin wünschte, sie hätte diese Verletzbarkeit nicht. Wenn sie sich den Teil aus der Seele herausschneiden könnte, der Kitay in Gefahr brachte – und von Kitay in Gefahr gebracht wurde –, dann würde sie es tun.

Aber die Tatsache, dass sein Leben auf dem Spiel stand, machte sie zu einer besseren Kämpferin. Sie war aufmerksamer, wachsamere und vorsichtiger, sie schlug hart und schnell zu, wenn sie konnte. Sie kämpfte nicht mehr aus purem Zorn. Sie kämpfte, um ihn zu beschützen – und das änderte alles.

Kitay nickte ihr ein letztes Mal zu, dann verschwand er zwischen den Soldaten.

»Bleibt er immer hinter den Linien?«, fragte Offizierin Shen.

Rin mochte Offizierin Shen. Sie stammte aus der Provinz Affe und war Veteranin der beiden letzten Mohnkriege. Shen Sainang war schroff, tüchtig und pragmatisch. Sie hasste Fraktionspolitik, und das erklärte vielleicht, warum sie einer der wenigen Offiziere war, die sich freiwillig gemeldet hatten, Rin in ihre erste Schlacht als Kommandantin zu begleiten. Rin war dankbar dafür.

Aber Shen war auch eine aufmerksame Beobachterin und stellte zu viele Fragen.

»Kitay kämpft nicht«, sagte Rin.

»Warum nicht?«, fragte Shen. »Er wurde doch in Sinegard ausgebildet, oder nicht?«

Weil Kitay Rins einzige Verbindung mit dem Himmel war. Weil Kitay an einem sicheren, ruhigen Ort sein musste, damit sein Verstand als Kanal zwischen ihr und dem Phönix dienen konnte.

Weil Rins Sterberisiko sich jedes Mal verdoppelte, wenn Kitay schutzlos und verwundbar war.

Das war Rins größtes Geheimnis. Wenn der Affenkriegsherr wüsste, dass Kitay ihr Anker war, würde er die einzige Möglichkeit kennen, sie zu töten. Rin hatte nicht genug Vertrauen zu ihm oder der Südkoalition, um ihnen Gelegenheit dazu zu geben.

»Er ist ein in Sinegard ausgebildeter Stratege«, antwortete Rin.
»Kein Fußsoldat.«

Shen wirkte nicht überzeugt. »Er trägt aber ein Schwert wie ein Soldat.«

»Ja, aber sein Verstand ist wertvoller als das Schwert«, sagte Rin knapp und beendete das Gespräch. Sie deutete mit dem Kopf auf Khudla. »Es wird Zeit.«

Anspannung befahl sie. Ihr Herzschlag dröhnte ihr in den Ohren und zählte Schlag um Schlag die Zeit bis zum Gemetzel herunter. Am gegenüberliegenden Dorfrand waren acht Augenpaare auf sie gerichtet – acht Anführer, die dort auf ihre Flamme warteten.

Endlich sah Rin eine Reihe mugenischer Soldaten über das Feld gehen: die Ablösung der Patrouille.

Sie hob die linke Hand und gab das Zeichen, einen dünnen Feuerstrahl, der drei Meter hoch aufschoss und dann verlösch.

Das Gelände geriet in Bewegung. Ein Meer von Soldaten rückte von den nördlichen und östlichen Fronten an. Sie strömten aus ihren Verstecken an Flussufern, in Felsspalten und Wäldern wie Ameisen aus einem Ameisenhügel. Rin beobachtete zufrieden das Geschehen. Was machte es schon, wenn ihre Kolonnen schmaler waren als die Verteidigung? Die Mugener würden gar nicht wissen, wo sie zuerst hinschauen sollten.

Sie hörte eine Reihe von Signalpfeifen, klare Hinweise darauf, dass jede Einheit erfolgreich Stellung genommen hatte. Offizierin

Shens Soldaten übernahmen den Osten, Offizier Lins Soldaten den Norden.

Rin stürmte das Südviertel allein.

Die Mugener waren nicht vorbereitet. Die meisten schliefen oder gingen gerade zu Bett. Sie stolperten aus den Zelten und Baracken und rieben sich die Augen. Rin hätte beinahe darüber gelacht, wie ihre Gesichter alle den gleichen Ausdruck des Entsetzens annahmen, als sie sahen, was die Nachtluft so erwärmt hatte.

Sie hob die Arme. Drei Meter hohe leuchtende Flügel schossen aus ihren Schultern.

Kitay hatte ihr einmal vorgeworfen, zu gern aufzufallen und Effizienz zugunsten von Aufmerksamkeit zu opfern.

Was spielte das für eine Rolle? Es hatte keinen Sinn, sich zurückzunehmen, wenn jeder wusste, was sie war. Und Rin wollte, dass sich ihr Bild in die Augenlider der Mugener einbrannte, wollte, dass es das Letzte war, was sie sahen, bevor sie starben – eine Speerly und ihr Gott.

Männer stoben vor ihr auseinander wie aufgescheuchte Hühner. Ein oder zwei schleuderten geistesgegenwärtig Speere in ihre Richtung, doch die Würfe waren panisch und schlecht gezielt. Rin rückte vor und hielt die gespreizte Hand ausgestreckt, während Feuer alles umschlang, was sie sah.

Dann begannen die Schreie, und Rin geriet in Ekstase.

Rin hatte es lange gehasst, wie sie sich fühlte, wenn sie brannte, hatte ihr Feuer und ihren Gott gehasst. Doch das gehörte der Vergangenheit an. Jetzt konnte sie sich eingestehen, dass es ihr gefiel. Sie mochte es, ihren niederen Instinkten freien Lauf zu lassen. Sie genoss es.

Sie musste nicht lange nachdenken, um den Zorn heraufzubeschwören. Sie brauchte nur an die Leichen in Godyn Niis zu denken, an die Leichen im Forschungslabor und an Altan, wie er auf

dem Pier brannte – ein schreckliches Ende für das schreckliche Leben, das man ihm bereitet hatte.

Hass war etwas Seltsames. Er zerfraß sie innerlich wie Gift. Er war der Grund, dass jeder Muskel in ihrem Körper angespannt war und es in ihren Adern so heiß kochte, dass sie dachte, ihr würde der Kopf zerspringen, und doch war er die Kraft, die sie antrieb. Hass war selbst eine Art von Feuer, und wenn man sonst nichts hatte, hielt er einen warm.

Früher hatte Rin das Feuer wie ein stumpfes Instrument benutzt und sich vom Willen des Phönix beherrschen lassen, als sei sie die Waffe und nicht andersherum. Früher hatte sie nur gewusst, wie sie als Pforte für einen Strom göttlichen Feuers dienen konnte. Aber solche unkontrollierten Explosionen waren nur nützlich, wenn man ein ganzes Volk vernichten wollte. Befreiungsfeldzüge erforderten Präzision.

Rin hatte wochenlang mit Kitay die Feinheiten des Feuerrufens geübt. Sie hatte gelernt, die Flammen wie ein Schwert zu formen und sie lang wie eine Peitschenschnur vorschnellen zu lassen. Sie hatte gelernt, daraus bewegliche, tanzende Wesen zu gestalten – Löwen, Tiger, Phönixe.

Sie hatte viele Methoden gelernt, mit Feuer zu töten. Am liebsten nahm sie sich die Augen vor, denn es dauerte zu lange, Arme und Beine zu Asche zu verbrennen. Der menschliche Körper brannte erstaunlich lange, und sie brachte ihre Kämpfe gern schnell hinter sich. Das Gesicht stellte eine ausgezeichnete Zielscheibe dar – Haare brannten immer weiter, und leichte Kopfverletzungen brachten die Kämpfer mehr aus der Fassung als andere leichte Verletzungen. Aber wenn sie auf die Augen zielte, konnte sie die Netzhaut versengen, die Lider schließen oder die umliegende Haut Blasen werfen lassen, sodass ihre Widersacher in Sekundenschnelle erblindeten.

Sie nahm rechts eine plötzliche Bewegung wahr. Irgendjemand versuchte, sie anzugreifen.

Der Phönix kicherte. *Diese Kühnheit!*

Eine halbe Sekunde, bevor er sie erreichte, öffnete sie die Handfläche vor seinem Gesicht.

Seine Augäpfel zerplatzten einer nach dem anderen. Zähne Flüssigkeit tröpfelte ihm über die Wangen. Als er den Mund öffnete, um zu schreien, warf Rin ihm Flammen in die Kehle.

Es war nur dann grotesk, wenn sie ihre Gegner als Menschen betrachtete. Doch sie sah keine Menschen, denn Sinegard und Altan hatten ihr beigebracht, sich abzuschotten. *Lerne hinzusehen, und sieh keinen Mann, sondern einen seelenlosen Körper. Der Körper ist nichts als eine Ansammlung verschiedener Ziele, und alle brennen sie hell.*

»Weißt du, von wem die Mugener abstammen?«, hatte Altan sie einmal gefragt. »Weißt du, was das für eine Rasse ist?«

Sie waren den Murui in Richtung Khurdalain hinuntergesehelt. Der Dritte Mohnkrieg hatte gerade begonnen. Sie war frisch von Sinegard gekommen, eine dumme und naive Schülerin, die noch mit der Tatsache zu kämpfen hatte, dass sie jetzt Soldatin war. Altan war ihr neuer Kommandant, und sie hing an seinen Lippen und war so voller Ehrfurcht, dass sie kaum einen ganzen Satz herausbekam.

Ihr wurde bewusst, dass er auf eine Antwort wartete, daher sagte sie das Erste, was ihr in den Sinn kam: »Sie, ähm, sind mit uns verwandt.«

»Weißt du auch, wie?«

Sie hätte ihm jede Lehrbuchantwort aufsagen können. Migration, die durch Dürren oder Überschwemmungen ausgelöst worden war. Verbannte Aristokratie. Clan-Kriege, die bis zurück zu den Tagen des Roten Kaisers gingen. Niemand war sich da ganz sicher. Rin hatte viele Theorien gelernt, die alle gleich plausibel

waren. Aber sie vermutete, dass Altan sich gar nicht für ihre Antwort interessierte, daher schüttelte sie stattdessen den Kopf.

Sie hatte richtig vermutet. Er wollte ihr eine Geschichte erzählen.

»Vor langer Zeit hatte der Rote Kaiser ein Haustier«, begann er. »Einen hochintelligenten Affen, den er in den Bergen gefunden hatte. Das Vieh war ein Aas, ein hässliches, boshaftes Miststück. Kennst du die Geschichte?«

»Nein«, flüsterte sie. »Erzähl sie mir.«

»Der Rote Kaiser hielt ihn in einem Käfig in seinem Palast«, fuhr er fort. »Hin und wieder ließ er den Käfig holen, um seinen Gästen den Affen zu zeigen und sie zusehen zu lassen, wie er etwas tötete. Sie ließen Schweine oder Hähne in den Käfig, um zu beobachten, wie er sie in Stücke riss. Ich könnte mir vorstellen, dass sie großen Spaß daran hatten. Bis der Affe eines Tages aus dem Käfig sprang, mit bloßen Händen einen Minister tötete, die Tochter des Roten Kaisers entführte und in die Berge entkam.«

»Ich wusste gar nicht, dass der Rote Kaiser eine Tochter hatte«, erwiderte Rin einfältig. Aus irgendeinem Grund fand sie dieses Detail am interessantesten. Im Gedächtnis der Geschichte waren nur die Prinzen geblieben – die Söhne des Roten Kaisers.

»Das weiß niemand. Er hat sie nach dem, was passiert war, aus den Dokumenten gelöscht. Sie wurde von dem Affen schwanger, fand aber als seine Gefangene keine Möglichkeit, den Fötus auszustoßen, und gebar eine kleine Schar von Halbmenschen, die sie in den Bergen großzog. Jahre später schickte der Rote Kaiser seine Generäle aus, um sie aus dem Reich zu verjagen, und sie flohen auf die Langbogeninsel.«

Rin hatte diese Version der Geschichte noch nie gehört, aber sie ergab Sinn. Die Nikara verglichen die Mugener gern mit Affen und nannten sie kleine Halbmenschen – obwohl Rin, als sie end-

lich einen Föderationssoldaten mit eigenen Augen sah, nicht in der Lage gewesen wäre, ihn von einem Dorfbewohner aus Nikan zu unterscheiden.

Altan hatte sie danach schweigend beobachtet und auf ihre Reaktion gewartet.

Aber sie hatte nur eine Frage gehabt, die sie nicht stellen wollte, weil sie wusste, dass Altan darauf keine Antwort hatte.

Wenn sie Tiere waren, wie konnten sie uns dann töten?

Wer entschied, wer als Mensch galt? Die Nikara betrachteten auch die Speerlys als Tiere und hatten sie jahrhundertlang als Kriegersklaven gehalten. Der Feind war nicht menschlich – schön. Aber wenn er ein Tier war, dann musste er minderwertig sein. Doch wenn die Mugener minderwertig waren, wie konnten sie dann die Sieger gewesen sein? Bedeutete das, dass man in dieser Welt eine Bestie sein musste, um zu überleben?

Vielleicht war niemand wirklich eine Bestie. Vielleicht wurde Mord so überhaupt erst möglich. Man nahm einem anderen die Menschlichkeit, und dann tötete man ihn. In Sinegard hatte Strategiemeister Irjah ihnen einmal gesagt, dass sie den Gegner in der Hitze der Schlacht als Objekt betrachten sollten, als verschiedene abstrakte Teile und nicht als deren Summe, denn dadurch würde es leichter, ihm eine Klinge ins schlagende Herz zu stoßen. Doch wenn man jemanden nicht als Objekt betrachtete, sondern als Tier, konnte man ihn nicht nur töten, ohne mit der Wimper zu zucken, sondern daran sogar Freude haben. Dann machte es genauso viel Spaß wie Ameisenhügel zu zertreten.

»Affen, die Menschen vergewaltigen. Halbblutbälger. Tierische Missgeburten. Dumme Wilde.« Altan hatte die letzten Worte mit Bitterkeit ausgestoßen, und Rin hatte vermutet, dass dies die gleichen Worte waren, mit denen man ihn zu bedenken pflegte. »Davon stammen die Mugener ab.«

Rin metzelte sich in wenigen Minuten durch das Lager. Die Mugener leisteten keinen nennenswerten Widerstand. Die Soldaten, denen sie in Sinegard und Khurdalain entgegengetreten war, waren gut ausgebildet und tödlich bewaffnet gewesen. Sie hatten Reihen glänzender Schwerter besessen und einen unerschöpflichen Vorrat an chemischen Kampfstoffen, die sie willkürlich in zivile Einrichtungen schleuderten. Doch diese Soldaten flohen, statt zu kämpfen, und sie starben mit einer Leichtigkeit, die Rin erstaunte.

Es war alles viel zu einfach, so einfach, dass Rin ihren Schritt verlangsamte. Sie wollte das Machtgefälle auskosten. *Früher war ich euer schreiendes Opfer und habe euch um Gnade angefleht. Und jetzt kauert ihr vor mir.*

Sie hätte nicht langsamer werden sollen.

Denn nun bemerkte sie, wie unvorbereitet ihre Gegner waren. Dass sie gar nicht wie Soldaten wirkten. Wie jung sie aussahen.

Der Junge vor ihr trug ein Schwert, aber er benutzte es nicht. Er versuchte nicht einmal zu kämpfen, sondern stolperte nur mit erhobenen Armen zurück und bettelte um Gnade.

»Bitte nicht«, sagte er immer wieder.

Er könnte der Patrouillengänger von vorhin gewesen sein, denn er sprach mit der gleichen hellen, zittrigen Stimme. »Bitte.«

Sie hielt nur deshalb die Hand zurück, weil er Nikara sprach.

Sie musterte ihn. War er ein Nikara? War er ein Kriegsgefangener? Er trug keine mugenische Uniform, er konnte ein Unschuldiger sein ...

»Bitte«, wiederholte er. »Tötet mich nicht ...«

Sein Akzent besiegelte sein Schicksal. Er sprach zu abgehackt. Er war doch kein Nikara, nur ein schlauer mugenischer Soldat, der dachte, er könnte sie täuschen, damit sie Gnade walten ließ.

»Verbrenne«, zischte sie.

Der Junge fiel nach hinten. Sie sah, wie sein Mund sich öffnete und sein Gesicht sich zu einem kläglichem Schrei verzog, während es schwarz wurde und erstarrte, aber es ließ sie kalt.

Am Ende war es immer so leicht, das Mitgefühl abzutöten. Es spielte keine Rolle, dass sie aussahen wie Jungen, dass sie nicht im Mindesten waren wie die Ungeheuer, die sie einst gekannt hatte. In diesem Rassenkrieg spielte all das keine Rolle. Wenn sie Mugener waren, dann waren sie wie Grillen, und wenn sie sie unter ihrem Absatz zermalmte, würde das Universum ihren Verlust kaum bemerken.

Einmal hatte Altan sie gezwungen, dabei zuzusehen, wie er ein Eichhörnchen bei lebendigem Leib verbrannte.

Er hatte es mit einer einfachen Netzfalle fürs Frühstück gefangen. Es lebte noch, als er es vom Baum holte, und zappelte in seiner Hand. Aber statt ihm das Genick zu brechen, beschloss er, ihr eine Lektion zu erteilen.

»Weißt du, wie man durch Feuer stirbt?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und sah fasziniert, wie er Feuer in seine Handflächen rief.

Altan war bemerkenswert gut darin gewesen, das Feuer zu formen. Er war ein Marionettenspieler, der wie beiläufig den Flammen die schönste Gestalt verlieh: mal ein fliegender Vogel, dann ein sich windender Drache, schließlich eine menschliche Gestalt, die in dem Käfig tobte, den er aus seinen Fingern bildete, bis er plötzlich die Hände schloss.

Sie beobachtete gebannt, wie seine Finger durch die Luft tanzten. Seine Frage hatte sie überrascht, und ihre Antwort klang unbeholfen und dumm: »Durch die Hitze? Ich meine, ähm ...«

Er hatte die Lippen verzogen. »Feuer ist eine sehr ineffiziente Methode, um zu töten. Wusstest du, dass der Moment des Todes

nahezu schmerzlos ist? Das Feuer zehrt die atembare Luft um das Opfer auf, sodass es erstickt.«

Sie sah ihn überrascht an. »Und das soll es nicht?«

»Warum sollte man das wollen? Wenn man einen schnellen Tod wünscht, nimmt man das Schwert oder einen Pfeil.« Er zwirbelte eine Flammenschnur um seine Finger. »Man wirft keine Speerlys in die Schlacht, es sei denn, man will seinen Gegner einschüchtern. Wir wollen, dass unsere Opfer leiden. Wir wollen, dass sie verbrennen – und zwar langsam.«

Er nahm das gefesselte Eichhörnchen in die Hand und legte die Finger darum. Das Eichhörnchen konnte nicht schreien, aber Rin stellte sich die Schreie vor, zitternde kleine Laute bei jedem Zucken seiner Glieder.

»Achte auf die Haut«, forderte er sie auf.

Als das Fell weggebrannt war, konnte sie das rosa Fleisch darunter sehen, wie es knisternd Blasen warf, bis es sich schwarz verhärtete. »Zuerst kocht es. Dann schält sich langsam die Haut ab. Siehst du, wie sie sich verfärbt? Sobald sie schwarz ist und das Schwarz sich ausbreitet, sind sie erledigt.«

Am Ende hatte er ihr das Eichhörnchen hingehalten. »Hunger?«

Sie hatte in die kleinen, schwarzen Augen gesehen, die glasig aus ihren Höhlen traten, und ihr hatte sich der Magen umgedreht. Sie hatte nicht gewusst, was schlimmer war, das Zucken der Beine des Tieres in seinem Todeskampf oder die Tatsache, dass das gebratene Fleisch so unheimlich gut roch.

Als Rin im Südviertel fertig war, hatte der Rest ihrer Soldaten die letzten Verteidiger in einer Ecke des östlichen Distrikts von Khudla zusammengetrieben. Ihre Truppen bildeten eine Gasse, um Rin nach vorne durchzulassen.

»Ihr habt Euch ganz schön Zeit genommen«, sagte Offizierin Shen.

»Ich wurde aufgehalten«, antwortete Rin. »Es hat zu viel Spaß gemacht.«

»Das Südviertel ...«

»Erledigt.« Rin rieb die Finger aneinander, und schwarz verbranntes Blut fiel leise prasselnd zu Boden. »Warum greifen wir nicht an?«

»Sie haben im Tempel Geiseln genommen«, berichtete Shen.

Das war klug. Rin betrachtete das Gebäude. Es war einer der schönsten Dorftempel, die sie seit Langem gesehen hatte, aus Stein und nicht aus Holz. Er würde nicht so leicht brennen, und die mungenische Artillerie darin hatte von den oberen Stockwerken aus gute Sicht.

»Sie werden uns niederschießen«, sagte Shen.

Wie um ihre Prophezeiung zu belegen, kreischte eine Feuerrakete über sie hinweg und explodierte an einem Baum zehn Schritte von ihnen entfernt.

»Dann stürmt ihn«, forderte Rin.

»Wir haben Angst, dass sie Gas haben.«

»Dann hätten sie es längst eingesetzt.«

»Sie könnten auf Euch gewartet haben«, gab Shen zu bedenken.

Ihre Logik war nicht von der Hand zu weisen. »Dann brennen wir den Tempel einfach nieder.«

»Wir kommen nicht durch die Steinmauern ...«

»Ihr kommt nicht durch die Steinmauern.« Rin wackelte mit den Fingern. Ein feuriger Drache tanzte um ihre Handfläche. Sie betrachtete den Tempel und dachte nach. Er lag innerhalb ihrer Reichweite; sie konnte das Feuer auf einen Radius von fünfzig Metern ausdehnen. Sie brauchte nur eine Flamme durch ein Fenster

zu schmuggeln. Sobald sie an den Steinmauern vorbei war, würde ihr Feuer reichlich Brennmaterial finden.

»Wie viele Geiseln?«, fragte Rin.

»Spielt das eine Rolle?«, fragte Shen.

»Für mich ja.«

Shen hielt für einen langen Moment inne, dann nickte sie.
»Vielleicht fünf. Sechs. Nicht mehr als acht.«

»Sind sie wichtig?« Frauen und Kinder konnten ohne große Folgen sterben. Dorfoberhäupter wahrscheinlich nicht.

»Nicht, soweit ich das beurteilen kann. Soujis Leute sind am anderen Ende der Stadt. Und er hat keine Familie.«

Rin bedachte ein letztes Mal ihre Möglichkeiten.

Sie konnte ihre Soldaten immer noch den Tempel stürmen lassen, aber sie würden Verluste erleiden, vor allem, wenn die Muge-ner wirklich Gasbehälter hatten. Die Südarmee konnte sich keine Verluste leisten; sie war ohnehin schon zu klein.

Außerdem war es wichtig, wie hoch ihr Sieg ausfiel. Die Befreiung von Khudla war ihre große Bewährungsprobe. Wenn sie nicht nur siegreich, sondern mit minimalen Verlusten zurückkehrte, würde der Affenkriegsherr ihr eine Armee geben. Damit war die Entscheidung klar; sie würde sich nicht mit der Hälfte ihrer Soldaten zurückstellen.

»Wer weiß sonst noch von den Geiseln?«, fragte sie Shen.

»Nur die Männer hier.«

»Was ist mit den Dorfbewohnern?«

»Wir haben alle in Sicherheit gebracht, die wir finden konnten«, antwortete Shen. Das bedeutete: *Niemand wird darüber sprechen, was Ihr getan habt.*

Rin nickte. »Schafft Eure Leute hier weg. Mindestens hundert Schritte. Ich will nicht, dass sie Rauch einatmen.«

Shen sah blass aus. »Generalin ...«

Rin hob die Stimme. »Das war keine Bitte.« Shen nickte und rannte los. Binnen Sekunden hatten die Soldaten das Feld geräumt. Rin stand allein im Hof und rieb die Finger an der Handfläche.

Kannst du das fühlen, Kitay? Spürst du, was ich tue?

Zum Zögern war keine Zeit. Sie musste es tun, bevor die Mugener sich hinauswagten, um der Stille auf den Grund zu gehen.

Sie drehte die Handfläche nach außen. Feuer rührte. Sie richtete den Hauptstrahl der Flamme auf die Schlösser an den Tempeltüren und sah, wie das Metall sich zu einer unzerbrechlichen Form verbog.

Die Mugener mussten etwas bemerkt haben, denn im Inneren des Tempels begann jemand zu schreien.

Rin verstärkte die Hitze zu einem lauten Brüllen, um den Schrei zu übertönen, doch irgendwie durchdrang er die Mauer aus Lärm. Es war ein hoher Schmerzensschrei. Vielleicht von einer Frau, vielleicht von einem Kind. Es klang fast wie ein Baby. Aber das hatte nichts zu sagen – sie wusste, wie schrill ein erwachsener Mann schreien konnte.

Sie verstärkte noch einmal die Kraft ihrer Flamme und ließ sie so laut dröhnen, dass sie sich nicht einmal mehr denken hören konnte. Doch der Schrei war immer noch durch die Feuerwand zu hören.

Sie presste die Augen fest zusammen. Dann stellte sie sich vor, sie ließe sich rückwärts in die Wärme des Phönix fallen, in den fernen Raum, wo nichts anderes zählt als Zorn. Das leise Heulen verebbte.

Brenne, dachte sie, halt die Klappe und brenne.

Kapitel 2

»Gut gemacht«, sagte Kitay.

Sie warf die Arme um ihn, zog ihn an sich und hielt ihn lange fest. Inzwischen sollte sie sich an ihre kurzen Trennungen gewöhnt haben, aber es fiel ihr von Mal zu Mal schwerer, ihn zurückzulassen.

Sie versuchte sich einzureden, dass es nicht allein daran lag, dass Kitay die einzige Quelle ihrer Macht war und dass es nicht nur ihrer selbstüchtigen Sorge zuzuschreiben war, dass sie nutzlos wurde, falls ihm etwas zustieß.

Nein, sie fühlte sich auch verantwortlich für ihn. Oder vielmehr schuldig. Kitays Geist war wie ein Seil zwischen ihr und dem Phoenix gespannt, und er fühlte alles – Zorn, Hass, Scham. Er bewahrte sie vor dem Wahnsinn, und sie setzte ihn dafür dem Wahnsinn aus. Diese Schuld konnte sie durch nichts begleichen.

»Du zitterst«, bemerkte sie.

»Mir geht's gut«, antwortete er. »Es ist nichts.«

»Du lügst.« Selbst im fahlen Licht der Morgendämmerung konnte Rin sehen, dass seine Beine zitterten. Es ging ihm überhaupt nicht gut – er konnte sich kaum aufrecht halten. Sie führten diesen Streit nach jeder Schlacht. Jedes Mal, wenn sie zurückkam und sah, was sie ihm angetan hatte, wenn sie sein blasses, abgespanntes Gesicht sah, wusste sie, dass es für ihn wie Folter gewesen sein musste. Er bestritt es jedes Mal.

Sie würde das Feuer seltener einsetzen, wenn er sie nur darum bitten würde, doch das tat er nicht.

»Es geht gleich wieder«, sagte er leise. Dann deutete er mit dem Kopf hinter sie. »Du erregst übrigens Aufmerksamkeit.«

Rin drehte sich um und sah Khudlas Überlebende.

Es war schon so oft passiert, dass sie wusste, was sie erwartete.

Zuerst näherten sie sich zaghaft in kleinen Grüppchen. Neugieriges Flüstern, verängstigtes Zeigen. Dann, wenn sie begriffen, dass die neue Armee nicht aus Mugenern, sondern aus Nikara bestand, dass sie keine Miliz, sondern etwas ganz Neues war und dass Rins Soldaten nicht hier waren, um ihre Unterdrücker zu ersetzen, wurden sie mutiger.

Ist das die Speerly?, fragten sie. *Seid Ihr die Speerly?*

Seid Ihr eine von uns?

Und dann wurden die Stimmen lauter, während die Menge wuchs und sich um sie schloss. Sie sagten Rins Namen, ihr Volk, ihren Gott. Ihre Legende hatte sich bereits bis hierher verbreitet; sie hörte, wie sie sich über den gesamten Platz ausbreitete.

Sie streckten die Hand aus, um sie zu berühren.

Die Brust wurde ihr eng. Ihr Atem beschleunigte sich, ihre Kehle schnürte sich zusammen.

Kitay verstärkte seinen Griff um ihren Arm. Er brauchte nicht zu fragen, was los war. Er wusste es.

»Ist es ...«, begann er.

»Schon gut«, murmelte sie. »Alles gut.«

Es waren nicht die Hände des Feindes. Sie war nicht in Gefahr. Rin wusste es, aber ihr Körper nicht. Sie atmete tief durch, setzte eine gelassene Miene auf und spielte ihre Rolle, denn sie durfte nicht wie das verängstigte kleine Mädchen aussehen, das sie früher gewesen war, oder wie die müde Soldatin, die sie jetzt war, sondern musste wie die Anführerin aussehen, die die Menschen brauchten.

»Ihr seid frei«, sagte sie. Ihre Stimme zitterte vor Erschöpfung, und sie räusperte sich. »Geht.«

Ein Raunen lief durch die Reihen, als sie hörten, dass Rin ihre Sprache sprach – nicht das raue Nikara des Nordens, sondern den langsamen, rollenden Dialekt des Südens.

Sie betrachteten sie immer noch mit ehrfürchtigem Schrecken. Aber Rin wusste, dass ihre Angst sich in Liebe verwandeln würde.

Rin hob die Stimme und sprach, und diesmal war ihre Stimme fest. »Geht und sagt euren Familien, dass sie gerettet sind. Sagt ihnen, dass die Mugener euch nichts mehr tun können. Und wenn sie fragen, wer eure Fesseln zerbrochen hat, sagt ihnen, dass die Südkoalition mit dem Phönix an der Spitze durch das Reich marschiert. Sagt ihnen, dass wir uns jetzt unsere Heimat zurückholen.«

Als die Sonne in den Himmel kletterte, begann Rin mit Khudlas Befreiung.

Eigentlich sollte das der Teil sein, der Spaß machte. Es sollte schön sein, dankbaren Dorfbewohnern mitzuteilen, dass ihre einstigen Besitzer nur noch schwelende Aschehäufchen waren.

Doch Rin graute vor der Befreiung. Ein halb zerstörtes Dorf auf der Suche nach Überlebenden zu durchkämmen, bedeutete nur einen weiteren Blick auf das Ausmaß der Grausamkeit der Föderation. Lieber würde sie aufs Schlachtfeld zurückkehren, als sich diesem Leid auszusetzen. Es spielte keine Rolle, dass sie in Golyn Niis bereits das Schlimmste gesehen hatte, dass sie schon Dutzende Male das Schlimmste erlebt hatte, was man einem menschlichen Körper antun konnte. Es wurde nicht leichter.

Sie hatte inzwischen gelernt, dass die Mugener jedes Mal, wenn sie eine Stadt besetzten, die drei gleichen Maßnahmen umsetzten, drei Weisungen, die so klar und lehrbuchmäßig waren, dass Rin

selbst eine Abhandlung darüber hätte schreiben können, wie man eine Bevölkerung unterdrückte.

Zuerst trieben sie alle nikarischen Männer, die sich der Besatzung widersetzt hatten, auf das Schlachtfeld hinaus, wo sie sie entweder erschossen oder enthaupteten. Enthauptungen waren häufiger, denn Pfeile waren wertvolle Waffen und konnten nicht immer unversehrt geborgen werden. Die Mugener töteten auch nicht alle Männer, nur die, die gedroht hatten, Ärger zu machen. Sie brauchten Arbeiter.

Zweitens funktionierten die Mugener die Häuser des Dorfes um oder zerstörten sie. Stabile Häuser wurden zu Kasernen für die Soldaten, wacklige Hütten rissen sie auseinander und machten Feuerholz daraus. Danach durchsuchten sie die Häuser nach Möbeln, Decken, Wertgegenständen und Geschirr, mit denen sie die Kasernen ausstatten konnten. Sie leisteten ganze Arbeit, wenn es darum ging, Dörfer in leere Hüllen zu verwandeln. Es kam oft vor, dass Rin befreite Dorfbewohner in Schweineställen fand, Knie an Knie gedrängt, nur um sich warmzuhalten.

Drittens vereinnahmten die Mugener die örtlichen Anführer. Was blieb einem auch anderes übrig, wenn man die Sprache der Einheimischen nicht beherrschte und die Feinheiten der Landespolitik nicht verstand? Man ersetzte nicht die bestehende Führungsstruktur – das führte ins Chaos. Man verbündete sich mit ihr. Man ließ die örtlichen Tyrannen für sich arbeiten, ließ sich die Drecksarbeit abnehmen.

Rin hasste die nikarischen Kollaborateure. In ihren Augen waren deren Verbrechen fast noch schlimmer als die der Föderation. Die Mugener machten zumindest das feindliche Volk zur Zielscheibe – ein natürliches Verhalten in Kriegszeiten. Aber Kollaborateure halfen den Mugenern, die eigenen Landsleute zu ermorden, zu verstümmeln und zu vergewaltigen. Das war unvorstellbar. Unverzeihlich.

Rin und Kitay waren immer geteilter Meinung darüber, wie sie mit gefangenen Kollaborateuren umgehen sollten. Kitay bat um Nachsicht. Sie waren verzweifelt, argumentierte er. Sie hatten nur versucht, ihre eigene Haut zu retten. Vielleicht hatten sie sogar einige Dorfbewohner gerettet. *Manchmal erspart Fügsamkeit einem den Schmerz. Fügsamkeit hätte uns in Goklyn Niis vielleicht gerettet.*

Blödsinn, gab Rin dann zurück. *Fügsamkeit ist Feigheit*. Sie hatte keinen Respekt vor jemandem, der lieber sterben als kämpfen wollte. Sie wollte die Kollaborateure brennen sehen.

Doch das lag nicht in ihrer Hand. Die Dorfbewohner regelten es unter sich. Irgendwann in der nächsten Woche, wenn nicht am nächsten Tag, würden sie die Kollaborateure in die Mitte des Marktplatzes zerren, ihnen Geständnisse abpressen und sie dann auspeitschen, schlagen oder steinigen. Rin brauchte nicht einzuschreiten. Der Süden sorgte selbst für Gerechtigkeit. In Khudla hatte die Katharsis der Gewalt noch nicht stattgefunden – es war noch zu früh am Morgen für öffentliche Hinrichtungen, und die Dorfbewohner waren zu ausgehungert und zu erschöpft, um einen Mob zu bilden –, aber Rin wusste, dass sie die Schreie bald genug hören würde.

In der Zwischenzeit musste sie Überlebende finden. Sie suchte nach Gefangenen. Die Föderation nahm immer Gefangene – politische Dissidenten, Soldaten, die zu eigensinnig waren, um sie kontrollieren zu können, aber zu nützlich, um sie sterben zu lassen, oder Geiseln, von denen sie hofften, dass sie herannahende Angreifer von ihrem Vorhaben abbringen könnten. Manchmal waren die Leichen noch ganz frisch – entweder Opfer eines letzten Racheakts verzweifelter mugenischer Soldaten während einer Belagerung oder erstickt durch den Rauch von Rins Flammen.

Meistens jedoch fand sie sie lebend. Man durfte Geiseln nicht töten, wenn man sie noch benutzen wollte.

Kitay führte einen Suchtrupp am Ostrand des Dorfes durch die von den Mugenern besetzten Gebäude, die der Zerstörung entgangen waren. Er hatte ein besonderes Talent dafür, Überlebende zu finden. In Golyn Niis hatte er sich wochenlang hinter einer zugemauerten Wand versteckt, die Arme um die Knie geschlungen, während Föderationssoldaten nikanische Soldaten aus ihren Verstecken zerrten und auf der Straße erschossen. Er wusste, nach welchen Anzeichen er Ausschau halten musste – Planen oder Trümmerstapel, die fehl am Platz wirkten, schwache Fußabdrücke im Staub, der Nachhall flacher Atemzüge in ängstlicher Stille.

Rin nahm sich die ausgebrannten Ruinen allein vor.

Ihr graute vor dieser Aufgabe: verkohlte Bretter beiseitezuziehen und blutende Verletzte zu finden, die noch atmeten. Meist kam jede Hilfe zu spät. Meistens hatte sie die Zerstörung selbst verursacht. Wenn das Feuer erst einmal brannte, war es schwer zu löschen.

Trotzdem musste sie es versuchen.

»Ist hier jemand?«, rief sie wiederholt. »Macht ein Geräusch, egal welches. Ich höre.«

Sie ging durch jeden Keller, jedes verlassene Grundstück und schaute in jeden Brunnen; rief viele Male nach Überlebenden und lauschte konzentriert in die nachhallende Stille. Es wäre ein schreckliches Schicksal, angekettet langsam zu verhungern oder zu ersticken, weil das Dorf zwar befreit worden, man von den Überlebenden aber vergessen worden war. Rins Augen trännten, als sie sich einen Weg durch einen verrauchten Kornkeller bahnte. Sie bezweifelte, dass sie etwas finden würde – sie war bereits über zwei Leichen gestolpert –, aber sicherheitshalber wartete sie noch einen Moment, bevor sie ging.

Ihre Geduld wurde belohnt.

»Hier hinten«, rief eine Stimme.

Rin zog eine Flamme in die Hand und beleuchtete die Rückwand des Kellers. Sie sah nichts als leere Getreidesäcke, also trat sie näher heran.

»Wer seid Ihr?«, fragte sie.

»Souji.« Sie hörte das Klirren von Ketten. »Wahrscheinlich der Mann, den Ihr sucht.«

Das war kein Hinterhalt. Sie kannte den rollenden bäuerlichen Akzent. Nicht einmal die besten mugenischen Spione konnten ihn nachahmen, sie lernten in der Ausbildung nur den abgehackten sinegardischen Dialekt.

Sie ging ans andere Ende des Kellers, blieb stehen und verstärkte ihr Fackellicht.

Ihr erstes Ziel war die Befreiung von Khudla gewesen. Ihr zweites Ziel war es, Yang Souji aufzuspüren, den berühmten Rebellenführer, der im Süden der Provinz Affe die Mugener bis vor Kurzem abgewehrt hatte und von den Einheimischen als Held gefeiert wurde. Je näher sie Khudla gekommen waren, umso mehr Mythen und Gerüchte hatte sie über ihn gehört. Yang Souji hatte Augen, die zehntausend Meilen weit sehen konnten. Er konnte mit den Tieren sprechen, wusste, wann die Mugener kamen, weil die Vögel ihn warnten. Er war unverwundbar für alle möglichen Waffen aus Metall – Schwerter, Pfeilspitzen, Äxte und Speere.

Der Mann, der da an den Boden gekettet war, war nichts davon. Er wirkte überraschend jung, konnte nur wenige Jahre älter sein als sie. An Hals und Kinn spross ein zauseliger Bart, der anzeigte, wie lange er schon angekettet war, aber er saß aufrecht mit geraden Schultern da, und seine Augen glänzten im Feuerlicht.

Ohne es zu wollen, fand Rin, dass er überraschend gut aussah.

»Ihr seid also die Speerly«, sagte er. »Ich habe mir Euch größer vorgestellt.«

»Und ich habe mir Euch älter vorgestellt«, gab sie zurück.

»Dann sind wir ja beide eine Enttäuschung.« Er schüttelte klirrend die Ketten. »Ihr habt Euch ganz schön Zeit gelassen. Habt Ihr wirklich die ganze Nacht gebraucht?«

Sie kniete sich hin und machte sich an den Schlössern zu schaffen. »Nicht einmal ein Dankeschön?«

»Meint Ihr, das geht mit einer Hand?«, fragte er skeptisch.

Sie kämpfte mit dem Metallstift. »Hört, wenn Ihr ...«

»Gebt her.« Er pflückte ihr den Stift aus den Fingern. »Haltet das Schloss hoch, sodass ich es sehen kann, und gebt mir ein wenig Licht – so ist's gut.«

Während sie zusah, wie er mit bemerkenswerter Geschicklichkeit an dem Schloss hantierte, verspürte sie unwillkürlich einen Anflug von Neid. Es machte ihr immer noch zu schaffen, dass die einfachsten Handgriffe – das Öffnen von Schlössern, sich Ankleiden, das Füllen ihrer Wasserflasche – über Nacht so verdammt schwierig geworden waren.

Sie hatte ihre Hand durch eine dumme Wendung der Ereignisse verloren. Wenn sie damals nur einen Schlüssel gehabt hätten. Wenn sie nur in der Lage gewesen wären, einen bescheuerten Schlüssel zu stehlen!

Ihr Stumpf juckte. Sie biss die Zähne zusammen und zwang sich, nicht daran zu kratzen.

Souji öffnete das Schloss in weniger als einer Minute. Seufzend schüttelte er die Fesseln ab und rieb sich die Handgelenke. Dann beugte er sich zu den Ketten an seinen Knöcheln vor. »So ist es schon besser. Könnt Ihr mir etwas mehr Licht geben?«

Sie hielt die Flamme näher an das Schloss und achtete darauf, ihn nicht zu versengen.

Sie bemerkte, dass ihm am Mittelfinger der rechten Hand das oberste Glied fehlte. Es sah nicht nach einem Unfall aus – dem mittleren Finger an der linken Hand fehlte ebenfalls ein Glied.

»Was ist mit Euren Händen?«, fragte sie.

»Die beiden ersten Kinder meiner Mutter starben sehr jung«, erklärte er. »Sie dachte, die Götter hätten sie gestohlen, weil sie so schön waren. Als ich auf die Welt kam, hat sie mir daher das erste Glied der Mittelfinger abgenagt.« Er wedelte mit der linken Hand. »Machte mich ein bisschen hässlicher.«

Rin schnaubte. »Die Götter wollen keine Finger.«

»Was wollen sie dann?«

»Schmerz«, antwortete sie. »Schmerz und Vernunft.«

Souji ließ das Schloss aufschnappen, trat die Ketten ab und erhob sich auf die Füße. »Ihr müsst es ja wissen.«

Nachdem die Überlebenden aus den Trümmern gerettet worden waren, fielen Rins Soldaten wie die Geier über das Schlachtfeld her.

Als die frischgebackenen Soldaten der Südkoalition zum ersten Mal nach einer Schlacht nach Brauchbarem gesucht hatten, wollten sie die Leichen nicht anrühren. Sie waren abergläubisch und hatten Angst, rachsüchtige Geister der unbegrabenen Toten zu erzürnen, die nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten. Jetzt plünderten sie mit gefühlloser Missachtung Leichen und nahmen ihnen alles ab, was von Wert war. Sie suchten nach Waffen, Leder, sauberer Wäsche – mugenische Uniformen waren blau, konnten aber leicht ungefärbt werden – und vor allem nach Schuhen.

Die Soldaten der Südkoalition litten furchtbar unter unzulänglichem Schuhwerk. Sie kämpften in Bastsandalen und Baumwollschuhen, wenn sie welche bekommen konnten, aber die Stoffschuhe glichen eher Pantoffeln und waren Wochen vor der Schlacht von Ehefrauen, Müttern und Schwestern genäht worden. Die meisten Soldaten kämpften in Schuhwerk aus geflochtenem Stroh, das beim Marschieren zerbrach, in zähem Schlamm auseinanderfiel und keinerlei Schutz gegen die Kälte bot.

Die Mugener jedoch waren in Lederstiefeln über das nariinische Meer gefahren – schönen, festen, warmen und wasserdichten Stiefeln. Rins Soldaten hatten großes Geschick dafür entwickelt, Schnürbänder zu lösen, Stiefel von steif werdenden Füßen zu zerren und sie in Schubkarren zu werfen, um sie später der Größe nach zu verteilen.

Während Rins Soldaten die Felder durchkämmten, führte Souji sie zum Haus des ehemaligen Dorfvorstehers, in dem die Mugener ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Dabei sprach er die ganze Zeit über die Ruinen, an denen sie vorbeikamen, wie ein verärgelter Gastgeber, der sich für die Unordnung in seinem Haus entschuldigte.

»Vor einigen Monaten sah es hier noch wesentlich besser aus. Khudla war ein hübsches Dorf – es gab hier schöne historische Häuser, bis sie alles niedergerissen und zu Brennholz zerhackt haben. Und die Barrikaden da haben wir gebaut«, sagte er leicht schmollend und zeigte auf die Sandsäcke, die das Hauptquartier umgaben. »Sie haben sie nur gestohlen.«

Für so ein einfaches Dorf bildeten Soujis Barrikaden eine erstaunlich gut gebaute Verteidigungsanlage. Er hatte sie genauso konstruiert, wie Rin es getan hätte: Holzpflocke in den Boden getrieben, die ein grobes Gerüst für mehrere Schichten von Sandsäcken bildeten. Sie hatte diese Methode in Sinegard gelernt. Khudlas Verteidigungswälle waren nach den Richtlinien der Miliz erbaut worden.

»Und wie sind sie dann schließlich durchgekommen?«, fragte sie.

Souji sah sie an, als wäre sie ein Idiot. »Sie hatten Gas.«

Also hatte Offizierin Shen recht gehabt. Rin unterdrückte ein Schaudern und stellte sich die Wirkung der giftigen gelben Dämpfe auf arglose Zivilisten vor. »Wie viel?«

»Nur einen Kanister«, berichtete Souji. »Ich glaube, sie haben ihn extra aufgehoben, weil sie ihn beim ersten Angriff nicht benutzt haben. Sie haben bis zum dritten Kampftag gewartet, als wir uns alle an einer Stelle verschanzt hatten, und dann haben sie ihn über die Mauer geworfen. Danach waren wir ziemlich schnell erledigt.«

Sie erreichten das Hauptquartier. Souji drückte die Klinke herunter. Die Tür schwang ungehindert auf; es war niemand mehr da, der sie von innen hätte abschließen können.

Essensreste übersäten den Tisch im Konferenzraum. Souji griff nach einem Weizenbrötchen, biss hinein und spuckte es sofort wieder aus. »Widerlich.«

»Was, zu altbacken für Euch?«

»Nein, es ist versalzen. Ekelhaft.« Souji warf das Brötchen zurück auf den Tisch. »Salz hat in Brötchen nichts zu suchen.«

Rin lief das Wasser im Mund zusammen. »Sie haben Salz?«

Sie hatte seit Wochen kein Salz mehr gegessen. Das meiste Salz im Reich stammte aus den Salinen der Provinz Hund, aber der Handel war während Vaisras Bürgerkrieg zusammengebrochen. In der unfruchtbaren östlichen Provinz Affe hatten Rins Soldaten von fadem Reisbrei und gekochtem Gemüse leben müssen. Gerüchten zufolge waren in den Küchen von Ruijin Krüge mit fermentierter Sojapaste versteckt, aber falls es sie tatsächlich gegeben haben sollte, hatte Rin sie weder gesehen noch davon gekostet.

»Wir hatten Salz«, korrigierte Souji sie. Er beugte sich über ein Fass, um dessen Inhalt zu untersuchen. »Sieht aus, als hätten sie das meiste davon gegessen. Es ist nur eine Handvoll übrig.«

»Bringt es in die Gemeinschaftsküche. Wir werden jedem etwas davon abgeben.« Rin nahm sich den von Dokumenten übersäten Schreibtisch des Kommandanten vor. Sie fand Truppenzahlen, Aufzeichnungen über Essensrationen und Briefe in einer krakeli-

gen, unleserlichen Handschrift. Hier und da konnte sie einzelne Wörter entziffern. *Frau. Heimat. Kaiser.*

Sie sammelte sie zu einem ordentlichen Haufen zusammen. Sie würde sie sich zusammen mit Kitay später noch genauer ansehen und nach wichtigen Informationen über die Mugener durchsuchen. Allerdings waren sie wahrscheinlich schon Monate alt, wie alle Korrespondenz, die sie gefunden hatten. Jeder mugenische General, den sie getötet hatten, bewahrte auf seinem Schreibtisch Briefe aus der Heimat auf, als könnte die wiederholte Lektüre der mugenischen Schriftzeichen die Verbindung zu einem Mutterland aufrechterhalten, das es nicht mehr gab.

»Sie haben Sunzi gelesen?« Rin griff nach dem schmalen Band – eine nikarische Ausgabe, keine Übersetzung. »Und Bodhidharma? Wo haben sie die her?«

»Das sind meine. Ich habe sie vor langer Zeit in Sinegard aus der Bibliothek gestohlen.« Souji nahm ihr das Buch aus der Hand. »Ich nehme sie überall mit hin. Diese Mistkerle hätten kein Wort davon verstanden.«

Rin sah ihn überrascht an. »Ihr seid ein Absolvent von Sinegard?«

»Kein Absolvent. Ich war zwei Jahre lang dort. Dann brach die Hungersnot aus, und bin ich nach Hause zurückgekehrt. Als ich wieder nach Sinegard kam, hat Jima mich nicht wieder aufgenommen, aber ich brauchte Geld, daher bin ich zur Miliz gegangen.«

Dann hatte er also das Keju bestanden. Das war selten für jemanden seiner Herkunft – Rin wusste das nur zu gut. Sie betrachtete Souji mit neuem Respekt. »Warum wurdet Ihr nicht wieder aufgenommen?«

»Weil sie damit gerechnet haben, dass ich die Akademie wieder im Stich lassen würde. Dass ich meine Familie immer über meine militärische Karriere stellen würde. Und damit hatten sie wohl

recht. Sobald wir Wind von der mugenischen Invasion bekommen hätten, wäre ich wieder weg gewesen.«

»Und wie sieht es jetzt aus?«

»Meine Familie ist tot, ausgelöscht.« Seine Stimme war tonlos.
»Letztes Jahr.«

»Das tut mir leid. War es die Föderation?«

»Nein. Die Überschwemmung.« Souji zuckte die Achseln.
»Normalerweise sind wir ziemlich gut darin, Überschwemmungen vorzusehen. Es ist nicht schwer, das Wetter zu deuten, wenn man weiß, was man tut. Aber diesmal war es anders. Diese Flut war von Menschen gemacht.«

»Die Kaiserin hat die Staudämme zerstört«, sagte Rin automatisch. Chaghan und Qara kamen ihr wie eine so ferne Erinnerung vor, dass ihr die Lüge mühelos über die Lippen ging. Souji erfuhr besser nicht, dass Rins alte Truppe, die Cike, die Überschwemmung, die seine Familie getötet hatte, absichtlich herbeigeführt hatte.

»Sie hat sie zerstört, um einen Feind aufzuhalten, den sie selbst ins Land geholt hat.« Soujis Stimme wurde bitter. »Ich weiß. Ich habe in Sinegard schwimmen gelernt, aber sie nicht. Von meinem Dorf ist nichts mehr übrig.«

Rin überkam ein plötzliches Schuldgefühl, doch sie bemühte sich, nicht darauf zu achten. Man konnte sie nicht für diese Gräueltat verantwortlich machen. Die Überschwemmung ging aufs Konto der Zwillinge. Sie war eine kriegsbedingte Katastrophe, um den Vormarsch der Föderation landeinwärts aufzuhalten.

Wer konnte schon sagen, ob es erfolgreich gewesen war oder überhaupt eine Rolle gespielt hatte? Was geschehen war, war geschehen. Die einzige Möglichkeit, mit den eigenen Taten zu leben, so hatte Rin gelernt, bestand darin, sie im Kopf wegzusperren und nie wieder hervorzuholen.

»Warum könnt Ihr sie nicht einfach in die Luft sprengen?«, fragte Souji unvermittelt.

Sie sah ihn erstaunt an. »Was?«

»Als Ihr den Krieg beendet habt. Als die Langbogeninsel in Rauch aufgegangen ist. Was hält Euch davon ab, es im Süden wieder zu tun?«

»Klugheit«, antwortete sie. »Wenn ich die Mugener verbrenne, verbrenne ich alle. Ein Feuer dieser Größenordnung unterscheidet nicht zwischen Freund und Feind. Ein großer Völkermord auf eigenem Boden wäre ...«

»Wir brauchen keinen großen Völkermord. Ein kleiner würde genügen.«

»Ihr wisst nicht, worum Ihr bittet.« Sie wandte sich ab; sie wollte ihm nicht in die Augen sehen. »Selbst ein kleines Feuer macht nicht vor Unschuldigen halt.«

Sie hatte diese Frage satt. Jeder wollte wissen, warum sie nicht einfach mit den Fingern schnippen und das Lager der Mugener in Brand stecken konnte, wie sie es mit ihrer Insel gemacht hatte. Wenn sie einer Nation einmal den Garaus gemacht hatte, warum konnte sie es nicht wieder tun? Warum konnte sie den ganzen Krieg nicht binnen Sekunden beenden? Wäre das nicht der nächste logische Schritt?

Sie wünschte, sie könnte es. Es gab Zeiten, da wünschte sie sich nichts sehnlicher, als Flammenwälle durch den gesamten Süden donnern zu lassen, um ihn von den Mugenern zu säubern, so wie man ein Feld mit verdorbener Ernte abflammt, ohne Rücksicht auf Verluste.

Aber jedes Mal, wenn dieses Verlangen aufkam, rannte sie gegen das pulsierende schwarze Gift an, das ihren Verstand trübte – Su Dajis Abschiedsgeschenk, das Siegel, das ihr den direkten Zugang zum Pantheon verwehrte.

Vielleicht war es gut, dass ihr Verstand durch das Siegel blockiert war, dass sie gezwungen war, Kitay als Leitung für ihre Macht zu benutzen. Kitay verhinderte, dass sie wahnsinnig wurde. Er ließ zu, dass sie das Feuer rief, doch nur gezielt und in Maßen.

Rin hatte Angst vor dem, was sie ohne Kitay tun würde.

»An Eurer Stelle«, sagte Souji, »hätte ich die Mugener aus der Welt geschafft. Eine anständige Feuersbrunst, und der Süden wäre sie los. Zum Teufel mit der Klugheit.«

Sie warf ihm einen belustigten Blick zu. »Dann wäret Ihr auch tot.«

»Das wäre vielleicht auch besser so«, sagte er und hörte sich an, als sei es sein Ernst.

Bei Sonnenuntergang hatte Rin das Gefühl, als sei eine Ewigkeit vergangen. Vierundzwanzig Stunden zuvor hatte sie zum ersten Mal Soldaten in eine Schlacht geführt, am Nachmittag hatte sie ein Dorf befreit, und nun pochte ihr Handgelenk, ihre Knie zitterten, und hinter den Augen verspürte sie einen dumpfen Schmerz.

Sie konnte die Erinnerung an den Schrei im Tempel einfach nicht zum Schweigen bringen.

Im Zelt kramte sie ein Päckchen Opium ganz unten aus ihrer Reisetasche und drückte einen Klumpen in ihre Pfeife.

»Muss das sein?«, fragte Kitay. Es war eigentlich gar keine Frage. Sie hatten diese Auseinandersetzung schon tausend Mal geführt, und jedes Mal war sie im Sand verlaufen. Er fühlte sich einfach verpflichtet, seinem Missfallen Ausdruck zu verleihen. Inzwischen taten sie nur noch, als ob.

»Das geht dich nichts an«, sagte sie.

»Du musst schlafen. Du bist seit fast achtundvierzig Stunden auf den Beinen.«

»Danach werde ich schlafen. Ohne Opium kann ich mich nicht entspannen.«

»Es riecht furchtbar.«

»Dann schlaf woanders.«

Kitay stand wortlos auf und verließ das Zelt.

Rin sah ihm nicht nach. Sie hob die Pfeife an den Mund, entzündete sie mit den Fingern und atmete tief ein. Dann rollte sie sich auf die Seite und zog die Knie an die Brust.

Sofort sah sie das Siegel – lebendig, pulsierend und so stark nach dem Gift der Schlange stinkend, als stünde Su Daji direkt neben ihr im Zelt. Sie hatte das Siegel immer verflucht, war sinnlos gegen die unveränderliche Giftschranke angeirrt, die in ihrem Kopf festsaß, doch dann hatte sie eine bessere Verwendung dafür gefunden.

Rin schwebte auf die glänzenden Schriftzeichen zu. Das Siegel neigte sich ihr entgegen, öffnete sich und verschluckte sie. Es folgte ein kurzer Moment blendender, schrecklicher Finsternis, dann befand sie sich in einem dunklen Raum ohne Türen und Fenster.

Dajis Gift bestand aus Verlangen – nach dem, wofür sie töten würde, was sie so sehr vermisste, dass sie lieber sterben wollte.

Wie aufs Stichwort erschien Altan.

Früher hatte Rin Angst vor ihm gehabt. Jedes Mal, wenn sie ihn angesehen hatte, hatte sie ein kleiner Schauer der Furcht überfallen, und sie hatte es genossen. Als Altan noch am Leben gewesen war, wusste sie nie, ob er sie umarmen oder erwürgen würde. Als sie ihn das erste Mal in dem Siegel gesehen hatte, hatte er sie beinahe dazu überredet, ihm ins Nichts zu folgen. Aber jetzt hielt sie ihn in ihrem Geist an kurzer Leine, und er sprach nur, wenn sie es wünschte.

Trotzdem blieb die Furcht. Sie kam nicht dagegen an und wollte es auch nicht.

Sie brauchte jemanden, der ihr noch Angst machen konnte.

»Da bist du ja.« Er strich ihr zärtlich über die Wange. »Hast du mich vermisst?«

»Finger weg«, sagte sie. »Setz dich.«

Er hob die Hände und gehorchte, dann setzte er sich im Schneidersitz auf den dunklen Boden. »Was immer du sagst, Liebes.«

Sie nahm ihm gegenüber Platz. »Letzte Nacht habe ich Dutzende von Menschen getötet. Einige davon waren wahrscheinlich unschuldig.«

Altan legte den Kopf schräg. »Und was hast du dabei empfunden?« Sein Ton war vollkommen neutral und ohne jede Kritik.

Dennoch spürte sie, wie sich ihr die Brust zusammenschnürte, ein unangenehm vertrauter Druck, als würde ihre Lunge unter dem Gewicht der Schuld zerquetscht. Sie atmete aus und rang um Gelassenheit. Sie hatte Altan nur so lange im Griff, wie sie ruhig blieb. »Du hättest es auch getan.«

»Und warum hätte ich es getan, Kleines?«

»Weil du skrupellos warst«, antwortete sie. »Deine Strategie richtete sich nach der Truppenstärke. Du hättest gewusst, dass du es tun musstest. Du konntest deine Männer nicht in Gefahr bringen. Soldaten sind mehr wert als Zivilisten, es ist reine Mathematik.«

»Na also.« Er schenkte ihr ein herablassendes Lächeln. »Du hast getan, was du tun musstest. Du bist eine Heldin. Hat es Spaß gemacht?«

Sie log nicht. Warum auch? Altan war ihr Geheimnis, ihre Beschwörung, und niemand würde je erfahren, was sie hier sagte. Nicht einmal Kitay.

»Ja.«

»Zeig es mir«, forderte Altan sie auf. Gier stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Zeig mir alles.«

Sie ließ es ihn sehen. Durchlebte alles noch einmal, Sekunde für

Sekunde, in allen schrecklichen Einzelheiten. Sie zeigte ihm die Menschen, wie sie zusammenbrachen. Das Gewirr verängstigter Stimmen, die um Gnade flehten – *nein, nein, bitte, nein*. Den Tempel, der sich in eine Flammensäule verwandelte.

»Gut«, sagte Altan. »Das ist sehr gut. Zeig mir mehr.«

Sie holte die Erinnerungen an Asche hervor, an makellose, weiße Knochen, die unter schwarz verkohlten Trümmerhaufen hervorragten. Sie konnte die Knochen nie ganz verbrennen, so sehr sie sich auch bemühte. Irgendein Fragment blieb immer.

Sie setzte sich den Empfindungen noch für eine weitere Minute aus, um alles zu fühlen, die Schuld, die Reue, das Entsetzen. Sie konnte sie nur hier spüren, wo sie sie nicht belasteten, wo sie nicht vor Scham am liebsten auf dem Boden kriechen und sich lange blutige Spuren in Unterarme und Oberschenkel kratzen wollte.

Dann wandte sie sich von den Erinnerungen ab und vergrub sie hier. Sie würden sie nicht noch einmal quälen.

Hinterher fühlte sie sich immer so rein, als wäre die Welt voller Flecken und würde mit jedem Feind, den sie zu Asche verwandelte, etwas sauberer werden.

Es war zugleich Absolution und Buße. Wenn sie sich im Kopf selbst geißelte, wenn sie die Gräueltaten so oft durchspielte, dass die Bilder ihre Bedeutung verloren, dann hatte sie den Toten den ihnen gebührenden Respekt erwiesen. Mehr schuldete sie ihnen nicht.

Sie schlug die Augen auf. Die Erinnerung an Altan drohte in ihren Gedanken aufzusteigen, aber sie schob sie fort. Er erschien nur, wenn sie es erlaubte, wenn sie ihn sehen wollte.

Früher hatten die Erinnerungen an Altan sie beinahe in den Wahnsinn getrieben. Jetzt war seine Gesellschaft fast das Einzige, was sie bei Verstand hielt.

Es fiel ihr immer leichter, ihn zu verdrängen. Sie hatte inzwischen gelernt, ihren Verstand in saubere, praktische Fächer zu un-

terteilen. Gedanken konnten angehalten, Erinnerungen unterdrückt werden. Das Leben war viel einfacher, wenn sie den Teil von sich abschottete, der sich wegen ihrer Taten quälte. Und solange sie diese Teile ihres Verstandes vom Rest getrennt hielt – den Teil, der Schmerz empfand, und den Teil, der Krieg führte –, kam sie zurecht.

»Meinst du, sie werden sich uns anschließen?«, fragte Kitay.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Rin. »Sie waren bis jetzt eher mürrisch. Undankbare Bande.«

Sie beobachteten mit verschränkten Armen, wie die Männer, die sich selbst die Eisenwölfe nannten, verwertbare Trümmer aus dem Dorf trugen.

Die Eisenwölfe waren Soujis Truppe. Es hatten mehr von ihnen Khudlas Besatzung überlebt, als Rin befürchtet hatte – es mussten mindestens fünfhundert sein. Das war eine Erleichterung. Die Südarmee brauchte dringend neue Soldaten, aber geeignete Rekruten waren in den von Mugenern besetzten Dörfern schwer zu finden. Die meisten kampfwilligen jungen Männer lagen bereits auf den Schlachtfeldern begraben. Die glücklichen Überlebenden waren entweder zu jung oder zu alt – oder zu verängstigt –, um gute Soldaten zu sein.

Aber Soujis Eisenwölfe waren starke, gesunde Männer mit reichlich Kampferfahrung. Bis jetzt waren sie umherziehende Beschützer der kleinen Dörfer der Provinz Affe gewesen. Als Khudla fiel, waren die meisten in die Wälder geflohen, aber jetzt kehrten sie in Scharen zurück. Sie würden ausgezeichnete Soldaten abgeben – die Frage war nur, ob man sie dazu überreden konnte, sich der Koalition anzuschließen.

Rin war sich nicht sicher. Bisher waren die Eisenwölfe ihren Befreiern alles andere als dankbar gewesen. Tatsächlich hatte die Rettungsaktion eine hitzige Wendung genommen; Soujis Männer

legten ein ausgeprägtes Revierverhalten an den Tag und weigerten sich, Befehle von einem anderen als Souji anzunehmen. Anscheinend ärgerten sie sich darüber, dass plötzlich jemand anderes den Titel des Retters für sich beanspruchte. Kitay hatte bereits drei Auseinandersetzungen über die Zuteilung von Ausrüstung und Lebensmitteln zwischen den Eisenwölfen und den Soldaten der Südkoalition geschlichtet.

»Was ist da los?«, fragte Rin plötzlich.

Sie zeigte auf zwei von Soujis Soldaten, erkennbar am gelben Band, die Säcke mit Reis in Richtung des Lagers schleiften.

»Oh nein.« Kitay wirkte genervt. »Nicht das schon wieder.«

»He!« Rin stand auf und legte die Hand um den Mund. »Ihr da! Stehen bleiben!«

Sie gingen weiter, als hätten sie sie nicht gehört. Rin musste rufend zu ihnen hinrennen, bevor sie endlich stehen blieben.

»Wo bringt ihr das hin?«, fragte sie.

Sie tauschten einen sichtlich verärgerten Blick. Der Größere antwortete. »Souji hat gesagt, dass wir Reis zu den Zelten bringen sollen.«

»Wir haben eine Gemeinschaftsküche eingerichtet.« Rin zeigte in die entsprechende Richtung. »Ihr könnt dort essen. Dahin kommen alle Lebensmittel, die wir finden. Die Plündertruppe hatten den Befehl ...«

Der Kleinere fiel ihr ins Wort. »Es ist aber so, dass wir keine Befehle von Euch entgegennehmen.«

Sie sah ihn überrascht an. »Ich habe dieses Dorf befreit.«

»Das war auch sehr nett von Euch, Fräulein, aber wir haben jetzt hier das Sagen.«

Zu Rins Verblüffung schlangen sich die beiden die Reissäcke auf die Schultern und marschierten ohne auch nur einen letzten verächtlichen Blick frech davon.

Euch werde ich lehren, auf mich zu hören. Ihre Handfläche summte vor Hitze. Sie hob die Faust, richtete sie auf die sich entfernenden Männer ...

»Nicht.« Kitay packte sie am Handgelenk. »Das ist nicht der richtige Zeitpunkt, einen Streit zu beginnen.«

»Sie sollten Angst vor mir haben«, knurrte sie. »So eine Dreistigkeit ...«

»Über Dummheit sollte man sich nicht ärgern. Lass sie gehen. Wenn wir sie auf unserer Seite haben wollen, darfst du ihnen nicht die Eier abbrennen.«

»Was erzählt Souji seinen Männern für einen Quatsch?«, zischte sie. »Er weiß, dass ich das Kommando habe!«

»Ich bezweifle, dass er das weitergegeben hat.«

»Dann steht ihnen ein böses Erwachen bevor.«

»Stimmt, aber die Soldaten musst du nicht überzeugen«, entgegnete Kitay, »sondern Souji. Er ist das Problem.«

»Ich hätte ihn in dem Keller lassen sollen«, brummte Rin. »Wir könnten ihn auch jetzt noch töten.«

»Das wird sich schwer machen lassen«, antwortete Kitay ungehört. Rin schlug Mord ganz beiläufig und mit solcher Regelmäßigkeit vor, dass er gelernt hatte, diese Vorschläge einfach vom Tisch zu wischen. »Der Zeitpunkt wäre zu verdächtig, und seine Männer würden wir dann endgültig verlieren. Du könntest es als Unfall verkaufen, aber selbst das wird man dir kaum abnehmen, denn Souji ist nicht der Typ, der versehentlich in einen Abgrund stürzt.«

»Dann müssen wir ihn untergraben«, entschied Rin. »Von seinem Podest stoßen.«

Aber wie? Sie dachte kurz darüber nach. Souji in Verruf zu bringen, wäre zu schwierig, denn seine Männer liebten ihn. Sie konnte diese Verbundenheit nicht über Nacht kappen.

»Das ist gar nicht nötig«, sagte Kitay. »Man braucht die Schlange nicht zu köpfen, wenn man sie zähmen kann. Du musst ihm nur klarmachen, wo seine Interessen liegen.«

»Und wie soll ich das anstellen?«

Er warf ihr einen schelmischen Blick zu. »Oh, ich denke, das kriegst du schon hin.«

Sie rieb sich den Stumpf in der gesunden Hand. »Dann soll ich mich also freundlich und ausführlich mit ihm unterhalten?«

Er seufzte. »Sei nett zu ihm.«

»Welchem Umstand verdanke ich das Vergnügen?«, fragte Souji. Er hockte an einem Lagerfeuer und machte sich über eine dampfende Schale mit weißem Reis her, der viel besser roch als die Kessel mit Gerstenbrei in der Gemeinschaftsküche.

»Steht auf«, verlangte Rin. »Wir machen einen Spaziergang.«

»Warum?«

»Damit wir ungestört sind.«

Souji zog die Augenbrauen zusammen. Er musste gewarnt worden sein, denn er blickte die Eisenwölfe vor sich an und schüttelte kaum merklich den Kopf. *Lasst uns allein*, sagte sein Blick. *Ich komme zurecht.*

Seine Männer drehten sich um und gingen. Souji stand auf. »Also schön, Prinzessin. Ich werde mit Euch spazieren gehen.«

Rin rümpfte die Nase. »Prinzessin?«

»Absolventin von Sinegard und frühere Elitesoldatin der Miliz. Nach meinen Maßstäben ist das echter Adel.«

Er ließ es nicht wie ein Kompliment klingen. Rin beschloss, nicht darauf zu reagieren. Sie schwieg, bis sie tief im Wald und außer Hörweite des Lagers waren. Sie wollte, dass Souji sich vor seinen Männern seine Würde bewahren konnte. Das würde ihn wahrscheinlich aufgeschlossener dafür machen, Befehle von ihr anzunehmen.

Sie eröffnete das Gespräch auf diplomatische Art. »Ihr habt inzwischen sicher bemerkt, dass wir mehr Männer und Ausrüstung haben als Ihr.«

»Halt.« Er hob die Hand. »Ich weiß, was Ihr wollt. Wir schließen uns keinen Koalitionen an. Euer Krieg ist nicht mein Problem.«

»Gestern habt Ihr unsere Hilfe noch gerne in Anspruch genommen«, entgegnete sie verächtlich.

»Die Mugener sind mein Problem. Aber tut nicht so, als ginge es hier nur um die Föderation. Eure Südkoalition ködert die Republik, und Ihr seid eine Idiotin, wenn Ihr denkt, ich würde mich darauf einlassen.«

»Ihr werdet bald keine Wahl mehr haben. Yin Vaisra ...«

Souji verdrehte die Augen. »Vaisra schert sich nicht um uns.«

»Aber das wird er«, beharrte sie. »Denkt Ihr, Vaisra hört auf, wenn er den Norden erobert hat? Ich kenne die Hesperianer und ihre Absichten. Sie werden nicht eher Ruhe geben, bevor sie in jedem Dorf eine Kirche gebaut haben ...«

Souji stocherte mit dem Fingernagel zwischen den Zähnen. »Kirchen haben noch nie jemanden umgebracht.«

»Aber sie stützen die Ideologien von Regierungen, die es tun.«

»Ich bitte Euch, ihr greift nach Strohhalmen ...«

»Tue ich das? Ihr hattet doch schon mit ihnen zu tun, oder? Nein, Ihr werdet es noch bereuen, das gesagt zu haben, wenn ihr unter hesperianischer Herrschaft steht. Ich habe mit ihnen gesprochen. Ich weiß, wie sie uns sehen. Nichts, weder unsere Dörfer noch unser Volk und schon gar nicht unsere Freiheit, wird unter ihrer geplanten Weltordnung überleben.«

»Kommt mir nicht mit Überleben«, blaffte Souji. »Ich habe unsere Leute monatelang am Leben erhalten, während Ihr an Vaisras Hof den Jagdhund gespielt habt. Was hat Euch das gebracht?«

»Ich war eine Närrin«, pflichtete Rin ihm unumwunden bei.

»Ich weiß. Damals war ich dumm, und ich hätte die Zeichen erkennen sollen, aber jetzt bin ich wieder im Süden, und wir können die Armee aufbauen, wenn Ihr Eure Eisenwölfe ...«

Er fiel ihr mit einem Lachen ins Wort. »Das ist ein Nein, Prinzessin.«

»Ich glaube, Ihr versteht nicht«, erklärte sie. »Das war ein Befehl. Keine Bitte.«

Er streckte die Hand aus und schnippte ihr gegen die Nase. »Und Ihr versteht nicht, dass wir nicht Eurem Kommando unterstehen und das auch nie tun werden.«

Rin sah ihn erstaunt an, verblüfft über so viel Unverfrorenheit. Na gut, dann eben so.

»Ach, Souji.« Sie zog eine Flamme in ihre Handfläche. »Ihr seid derjenige, der nicht versteht, wie es läuft.«

Rin schoss auf ihn zu, als er nach seinem Schwert griff. Das hatte sie vorausgesehen. Sie wich dem Schwung seiner Klinge aus und rammte ihm mit voller Wucht den Fuß aufs linke Knie. Er knickte ein. Sie trat ihm auch das andere Bein weg und sprang ihm auf die Brust, noch während er fiel, dann legte sie ihm die Finger um den Hals und drückte zu.

»Ihr habt keine Ahnung, mit wem Ihr es zu tun habt.« Sie beugte sich dicht vor, bis ihre Lippen seine Haut streiften, bis ihr Atem ihm das Gesicht versengte. »Ich gehöre nicht zur Elite von Sinegard. Ich bin die wilde schlammhäutige Speerlyschlampe, die ein ganzes Land von der Karte getilgt hat. Und manchmal, wenn ich ein bisschen zu sauer werde, raste ich aus.«

Sie ließ einen Hauch von Feuer durch ihre Finger sickern. Soujis Augen traten aus den Höhlen. Sie bohrte ihm die Fingerspitzen tiefer in die Haut.

»Ihr kommt mit mir zurück nach Ruijin. Die Eisenwölfe kämpfen jetzt unter meinem Kommando. Ihr werdet Eure Position als

Anführer behalten, aber Ihr werdet Euren Männern die Hierarchie klarmachen. Und wenn Ihr zu meutern versucht, mache ich da weiter, wo ich jetzt aufhöre. Verstanden?»

Soujis Kehlkopf hüpfte auf und ab. Er schlug kraftlos gegen ihren Arm.

Sie drückte noch fester zu. »Ihr gehört jetzt mir, Souji. Ihr tut alles, was ich verlange, und zwar ohne Widerworte. Ihr werdet mir den Dreck von den Stiefeln lecken, wenn ich das will. Ist das klar?»

Er nickte und versetzte ihr hektische Klapse ans Handgelenk.

Sie gab nicht nach. Unter seinem Kinn bildeten sich Brandblasen und zerplatzten. »Ich habe keine Antwort gehört.«

»Ja«, krächzte er.

»Ja, was?« Sie entspannte den Griff gerade so weit, dass er sprechen konnte.

»Ja, ich gehöre Euch. Ich werde tun, was Ihr wollt. Alles. Nur – bitte ...«

Sie ließ ihn los, und er kam stolpernd auf die Beine. Kleine Rauchfähnchen stiegen von seinem Hals empor. Unter seinem Kragen war eine Verbrennung zu sehen, ein blassroter Abdruck ihrer mageren Finger.

Die Wunde würde schnell verheilen, aber die Narbe würde bleiben. Souji konnte sie durch den Kragen vor seinen Männern verstecken, aber ihm würde sie jedes Mal ins Auge springen, wenn er in den Spiegel sah.

»Ihr solltet das verbinden lassen«, riet sie ihm. »Wir wollen doch nicht, dass es sich entzündet.«

Er wich vor ihr zurück. »Ihr seid wahnsinnig.«

»Jeder, der um dieses Land kämpft, ist wahnsinnig«, gab sie zurück. »Aber keiner davon hat so dunkle Haut wie wir. Ich bin von allen das kleinste Übel.«

Souji sah sie lange an. Rin konnte seinen Ausdruck nicht deu-

ten, konnte nicht erkennen, ob seine Augen vor Zorn oder vor Demütigung glänzten. Sie ballte die Faust und ging in Angriffshaltung, bereit für eine weitere Runde.

Zu ihrer Überraschung begann er zu lachen. »Na gut. Ihr gewinnt, Ihr verdammtes Miststück.«

»Nennt mich nicht Miststück.«

»Ihr gewinnt, Generalin.« Er hob die Hände in einer Geste gespielter Kapitulation. »Ich marschiere mit Euch zurück. Wohin gehen wir? Dalian? Heirjiang?«

»Ich habe es Euch gesagt«, antwortete sie. »Ruijin.«

Er zog eine Braue hoch. »Warum Ruijin?«

»Es liegt geschützt in den Bergen. Was spricht dagegen?«

»Ich dachte, Ihr würdet weiter nach Süden ziehen, in Richtung der Provinz Hahn, wenn Euer Ziel die Befreiung Nikans ist.«

»Wovon redet Ihr? Die besetzten Gebiete liegen an der Grenze der Provinz Affe.«

»Nein, tun sie nicht. Die meisten sind unten im Süden in der Provinz Hahn.«

»Wo? Bei der Hauptstadt?« Rin runzelte die Stirn. Die Informationen, die sie erhalten hatte, besagten etwas ganz anderes.

»Nein, weiter südlich«, sagte Souji. »Einige Wochenmärsche von der Küste entfernt. Eine Gruppe kleiner Dörfer, Ihr werdet sie nicht kennen.«

»Tikany«, sagte sie automatisch.

Ein kleiner Ort, von dem noch nie jemand gehört hatte. Ein staubiges, trostloses Kaff ohne Reichtum und ohne besondere Kultur. Wo es nichts gab außer einer unterwürfigen Bevölkerung, die seit der zweiten Invasion opiumsüchtig war. Ein Ort, an den Rin eigentlich nie wieder zurückkehren wollte.

»Ja.« Souji zog die Braue hoch. »Das ist eins davon. Warum, kennt Ihr es?«

Er sagte danach noch etwas, aber sie hörte es nicht.

Tikany. Die Mugener waren immer noch in Tikany.

Wir Idioten, dachte sie. Wir haben die ganze Zeit an der falschen Front gekämpft.

»Sagt Euren Männern, sie sollen packen«, befahl sie. »Wir brechen in zwei Stunden nach Ruijin auf.«

Kapitel 3

Am Abend traten sie den Rückmarsch zum Basislager der Südkoalition an. Ruijin lag in den Hinterwäldern der Provinz Affe, einem armen und verkarsteten Landstrich, der jahrelang von Räuberbanden, Kriegen, Hungersnöten und Epidemien heimgesucht worden war. Ruijin war einst die Hauptstadt der Provinz gewesen, eine wohlhabende Stadt, berühmt für ihre Steinschreine, die sich elegant in die umliegenden Bambushaine einfügten. Jetzt bestand sie nur noch aus Ruinen ihrer alten Pracht, die halb vom Regen verwittert und halb vom Wald verschlungen waren.

Das machte Ruijin zu einem ausgezeichneten Versteck. Jahrhundertlang hatten sich die Menschen der Provinz Affe ihrer Fähigkeit gerühmt, in unsicheren Zeiten in den Bergen zu verschwinden. Sie hatten Häuser auf Pfählen oder hoch oben in den Bäumen gebaut, um sich vor Tigern zu schützen. Sie hatten gewundene Pfade durch den dunklen Wald angelegt, unsichtbar für das ungeübte Auge. In den alten Geschichten wurden die Provinzler als rückständiges Bergvolk abgestempelt, als Feiglinge, die sich in Bäumen und Höhlen versteckten, während die Kriege der Welt an ihnen vorbeizogen. Aber genau diese Eigenschaften waren es, die sie am Leben erhielten.

»Wohin gehen wir?«, brummte Souji, nachdem sie eine Woche lang unablässig bergauf gestapft waren und nichts anderes gesehen

hatten als endlose unebene Pfade durch hügelige Wälder. »Hier oben ist doch nichts.«

»Das denkt Ihr.« Rin bückte sich, um die Kerben am Fuß einer Pappel zu untersuchen – ein Hinweis, dass sie sich noch auf dem richtigen Weg befanden –, und bedeutete der Kolonne, ihr zu folgen.

Der Weg den Pass hinauf war einfacher, als sie ihn in Erinnerung hatte. Die Eisränder waren im Sonnenschein geschmolzen. Durch die Schneedecke ragte viel Grün, das bei ihrem Aufbruch vor zwei Wochen noch nicht zu sehen gewesen war. Entgegen allen Erwartungen hatte die Südkoalition es bis ins Frühjahr geschafft.

Der Winter in der Provinz Affe war für die Koalitionsarmee eine kalte, freudlose Tortur gewesen. Es schneite nicht, es hagelte. Die kalte, trockene Luft raubte den Soldaten den Atem. Der Boden wurde hart und brüchig. Nichts wuchs. Sie waren dem Hungertod nahe und wären wahrscheinlich auch verhungert, wenn sie nicht zehn Meilen weiter eine mugenische Enklave überfallen hätten, die eine geradezu unanständige Menge an Lebensmittelvorräten gehortet hatte.

Die Soldaten hatten die Beute nicht unter den Dorfbewohnern verteilt. Rin konnte die Gesichter der Menschen nicht vergessen, die mager und erschöpft aus ihren Verstecken gekommen waren und deren Erleichterung in Entsetzen umschlug, als ihnen klar wurde, dass die Befreier nur gekommen waren, um ihnen das Getreide wegzunehmen.

Sie schob die Erinnerung von sich. Das war ein notwendiges Opfer. Die Zukunft des ganzen Landes hing von der Südkoalition ab. Was bedeuteten da schon ein paar Menschenleben?

»Nun, das erklärt manches«, murmelte Souji, als er sich durch das Unterholz schlug.

»Wovon redet Ihr?«

»Als Befreiungsgruppe versteckt man sich nicht in den Bergen.«

»Ach nein?«

»Wenn man versucht, ein Gebiet zurückzuerobern, besiedelt man die befreiten Dörfer. Man dehnt seine Basis aus. Man errichtet Verteidigungsanlagen, damit die Mugener nicht zurückkommen. Aber ihr seid nur auf Beute aus. Ihr befreit Städte und Dörfer, aber nur wegen des Tributes.«

»Ihr habt Euch nicht beschwert, als ich Euch aus dem Keller befreit habe.«

»Was immer Ihr sagt, Prinzessin.« Soujis Stimme nahm einen tadelnden, spöttischen Ton an. »Ihr seid nicht die Rettung des Südens. Ihr versteckt Euch hier nur, bis die ganze Sache vorbei ist.«

Rin schoss mehrere vernichtende Antworten durch den Kopf, doch sie verkniff sie sich.

Ihr Problem war, dass er recht hatte. Die Südkoalition war zu passiv und zu langsam gewesen, um den großen Feldzug zu beginnen, den der Rest des Landes unzweifelhaft brauchte, und sie war überhaupt nicht froh darüber.

Der Koalitionsführung in Ruijin ging es vor allem ums Überleben, und das bedeutete, sich in den Bergen zu verschanzen und abzuwarten, während Vaisras Republik um die Herrschaft über den Norden kämpfte. Aber sie überlebten nur mit knapper Not. Dieser Zustand würde nicht ewig anhalten. In Ruijin war sie vorerst sicher, aus denselben Gründen, warum es allmählich zu ihrem Grab wurde.

Nicht wenn es nach Rin ging. Nicht wenn sie jeden Soldaten in der Armee nach Süden schickten.

»Das wird sich ändern.« Sie rammte den Wanderstab in den steinigen Pfad und zog sich den steilen Hang hinauf. »Ihr werdet sehen.«

»Ihr habt Euch verlaufen«, warf Souji ihr vor.

»Habe ich nicht.«

Sie hatte sich hoffnungslos verirrt. Sie wusste, dass sie nah dran waren, aber sie hatte keine Ahnung, wie es von hier aus weiterging. Drei Monate und Dutzende von Expeditionen später war Rin noch immer nicht in der Lage, den genauen Zugang nach Ruijin zu finden. Es war ein Versteck, das unsichtbar bleiben sollte. Rin musste eine komplizierte Flammenspirale hoch in die Luft steigen lassen und warten, bis zwei Wachen aus dem Unterholz auftauchten. Sie führten sie zu einem Pfad, der bis dahin nicht zu erkennen gewesen war, jetzt aber klar vor ihnen lag. Rin folgte den Männern, ohne Soujis Grinsen zu beachten.

Eine halbe Stunde später tauchte das Lager wie eine optische Täuschung zwischen den Bäumen auf; alles war so geschickt getarnt, dass Rin den Eindruck hatte, es könnte mit einem Blinzeln wieder verschwinden.

Hinter der hohen Bambuspalisade, die das Lager umgab, hatte sich eine aufgeregte Menge um etwas versammelt, das auf dem Boden lag.

»Was ist da los?«, fragte Rin den Wachmann neben ihr.

»Sie haben endlich den Tiger getötet«, berichtete er.

»Wirklich?«

»Der Kadaver ist heute Morgen gefunden worden. Wir werden ihn häuten, aber sie können sich nicht einigen, wer das Fell bekommt.«

Der Tiger hatte das Lager bereits bevor Rins Aufbruch nach Khudla heimgesucht. Sein Brüllen hatte die Patrouillen verängstigt. Nachts verschwand immer wieder getrockneter Fisch aus dem Vorratslager. Nachdem der Tiger ein Neugeborenes aus dem Zelt gezerrt und dessen verstümmelten, halb gegessenen Leichnam am Bach zurückgelassen hatte, hatte der Affenkriegsherr eine Jagd an-

geordnet, doch die Jäger waren mit leeren Händen, erschöpft und von Dornen zerkratzt zurückgekehrt.

»Wie haben sie das geschafft?«, fragte Kitay.

»Wir haben ein Pferd vergiftet«, antwortete der Wachmann. »Es wäre ohnehin an einem Magengeschwür gestorben, sonst hätten wir es verschont. Wir haben dem Kadaver Opium und Strychnin gespritzt und ihn vor das Lager gelegt, wo der Tiger ihn finden musste. Heute Morgen haben wir den Bastard entdeckt. Steif wie ein Brett.«

»Siehst du«, sagte Rin zu Kitay, »es ist ein guter Plan.«

»Das hat nichts mit deinem Plan zu tun.«

»Opium tötet Tiger. Buchstäblich und im übertragenen Sinn.«

»Dieses Land hat dadurch zwei Kriege verloren«, wandte er ein.

»Ich will dich nicht dumm nennen, denn ich liebe dich, aber der Plan ist so was von dumm.«

»Wir haben das Ackerland! Moag wäre sofort bereit, es zu kaufen, und selbst wenn wir es nur in ein paar Regionen anbauen würden, würden wir genug Silber bekommen, um ...«

»Und eine Armee von Süchtigen. Machen wir uns nichts vor, Rin. Willst du das?«

Rin öffnete den Mund zu einer Antwort, aber etwas hinter Kitay erregte ihre Aufmerksamkeit.

Ein wenig abseits von der Menge stand ein hochgewachsener Mann, der sie mit verschränkten Armen beobachtete. Er wartete. Es war Du Zhuden, die rechte Hand des Banditenführers Ma Lien. Als er sah, dass sie in seine Richtung schaute, zog er eine Braue hoch, und sie nickte ihm zu. Er deutete mit dem Kopf auf den Wald, drehte sich um und verschwand zwischen den Bäumen.

Rin berührte Kitay am Arm. »Bin gleich wieder da.«

Er hatte Zhuden ebenfalls gesehen und seufzte. »Du willst das immer noch durchziehen?«

»Ich sehe keine andere Möglichkeit.«

Er schwieg. »Ich auch nicht«, sagte er dann. »Aber sei vorsichtig. Die Männer des Affen haben ihre Augen überall.«

Rin traf Zhuden an der gewohnten Stelle – bei einem krummen Vogelbeerbaum eine Meile außerhalb des Lagers, an der Mündung eines kleinen Baches, dessen Plätschern gerade laut genug war, um sie vor Lauschern zu schützen.

»Ihr habt Yang Souji gefunden?« Zhudens Blick huschte argwöhnisch umher, während er sprach. Der Affenkriegsherr hatte überall in Ruijin Spione; Rin wäre nicht überrascht gewesen, wenn ihr jemand aus dem Lager gefolgt wäre.

Sie nickte. »Es hat eine gewisse Überredungskunst gekostet, aber er ist hier.«

»Was ist er für ein Mensch?«

»Arrogant. Eingebildet.« Sie verzog das Gesicht und dachte an Soujis selbstgefälliges, anzügliches Grinsen.

»Also genau wie Ihr?«

»Sehr witzig«, versetzte sie gedehnt. »Aber er ist ein fähiger Mann. Er kennt das Gebiet und hat gute Kontakte zu den Einheimischen – er könnte besser mit dem Spionagenetzwerk hier verbunden sein als wir. Und er kommt mit fünfhundert erfahrenen Soldaten. Sie würden für ihn sterben.«

»Gut gemacht«, sagte Zhuden. »Dann müssen wir nur noch dafür sorgen, dass sie auch für Euch sterben.«

Rin grinste ihn an.

Zhuden stammte nicht aus der Provinz Affe, sondern war eine Kriegswaise aus der Provinz Ratte. Er war aus den üblichen Gründen bei Ma Liens Bande gelandet – eine Mischung aus Heimatlosigkeit, Verzweiflung und der skrupellosen Bereitschaft, alles zu tun, um voranzukommen. Vor allem aber war er kein bloßer Überlebenskünstler wie der Rest der Führung des Südens.

Auch er war der Meinung, dass sie in Ruijin langsam eingingen. Er wollte weiter in den Süden vordringen und hatte sich wie Rin zu drastischen Maßnahmen entschlossen, um Bewegung in die Sache zu bringen.

»Wie geht es Ma Lien?«, fragte Rin.

»Immer schlechter«, antwortete Zhuden. »Um ehrlich zu sein, wird er irgendwann vielleicht von selbst abkratzen, aber wir sollten trotzdem nicht riskieren, dass er sich wieder erholt. Ihr solltet nicht zu lange warten.« Er hielt ihr eine Phiole mit einer zähen, pissgelben Flüssigkeit hin. »Passt auf, dass Ihr sie nicht zerbrecht.«

Sie nahm die Phiole mit spitzen Fingern und ließ sie behutsam in ihre Vordertasche gleiten. »Habt Ihr es selbst entnommen?«

»Ja. Keine besonders angenehme Erfahrung.«

Sie klopfte auf die Tasche. »Danke.«

»Geht Ihr jetzt?«, fragte er.

»Heute Nacht«, sagte sie. »Ich soll mich jetzt mit Gurubai treffen. Das wird mein letzter Versuch, ihn zu überzeugen.«

Sie wussten beide, dass das Treffen zu nichts führen würde. Rin stritt schon seit Wochen mit dem Affenkriegsherrn. Sie wollte aus Ruijin marschieren, er wollte in den Bergen bleiben, und seine Verbündeten in der Koalitionsführung ebenso. Rin war drei zu eins überstimmt.

Sie war dabei, diese Zahlen umzudrehen.

Aber jetzt noch nicht. Es bestand kein Grund zur Eile; sie durfte die Karten nicht zu früh aufdecken. Immer eins nach dem anderen. Erst würde sie dem Affenkriegsherrn eine letzte Gelegenheit geben und ihn in dem Glauben wiegen, sie sei entgegenkommend und fügsam zurückgekehrt. Sie hatte seit ihrer Zeit in Sinegard gelernt, sich zu zügeln. Die besten Pläne blieben bis zu ihrer Ausführung geheim. Das versteckte Messer schnitt am tiefsten.

»Willkommen zurück«, begrüßte sie der Affenkriegsherr.

Liu Gurubai hatte sein Hauptquartier in einer der wenigen alten architektonischen Schönheiten aufgeschlagen, die in Ruijin noch standen, einem quadratischen Steintempel mit drei moosüberwucherten Mauern. Er hatte ihn aus Gründen der Sicherheit, nicht der Annehmlichkeit gewählt. Das Innere des Tempels war spärlich möbliert. Abgesehen von einem Herd in der Ecke gab es in dem kalten, zugigen Raum nur zwei Teppiche und in der Mitte einen schlichten Ratstisch.

Rin und Kitay setzten sich Gurubai gegenüber wie zwei Schüler, die im Haus des Lehrers zum Unterricht erschienen waren.

»Ich habe Geschenke mitgebracht«, begann Rin.

»Oh, das habe ich gesehen«, erwiderte Gurubai. »Ihr konntet es Euch nicht verkneifen, ein kleines Zeichen zu hinterlassen, nicht wahr?«

»Ich fand, sie sollten wissen, wer sie befehligt.«

»Nun, ich nehme an, Souji weiß es.« Gurubai zog eine Braue hoch. »Es sei denn, Ihr habt vor, ihn zu enthaupten?«

Rin schenkte ihm ein dünnes Lächeln und wünschte sich nichts mehr, als ihm die brennende Faust in die Kehle zu rammen.

Als sie auf einem Schiff der schwarzen Lilie Hals über Kopf aus Arlong geflohen war, ihre Hand ein blutiger Klumpen, hatte sie gedacht, der Affenkriegsherr sei anders als die Reihe schrecklicher Männer, auf deren Seite sie sich geschlagen hatte – dass er seine Versprechen halten, sie nicht wie eine Waffe, sondern wie eine Verbündete behandeln und ihr das Kommando übertragen würde.

Wie sehr sie sich geirrt hatte.

Sie hatte Gurubai unterschätzt. Er war brillant; nicht ohne Grund hatte er als Einziger Vaisras brutale Säuberung in Arlong überlebt. Er verstand Machtpolitik, wie sie es nie tun würde, denn er hatte sie sein Leben lang praktiziert. Gurubai wusste, wie er

